



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

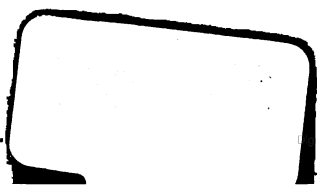
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

KD

3938

  
HN SEP2 0

KD48938(3)







Nr 144



# C i c a d e n.

---

Von

A u g u s t A p e l.

---

Drittes Bändchen.

---

Berlin,  
im Kunst- und Industrie-Comptoir.

1811.

KD48938(3)



# Inhaltsverzeichnis.

## Drittes Bändchen.

	Seite
Das stille Kind. 1806	3
Das Gottesgericht. 1804	121
Die Immerblühende.	143
Roosrose. 1804	144
Lord Duglaß. 1806	146
Ruhm und Glück. 1807	150
Charade. 1804	151
Grabschrift. 1806	152
Die Flamme des Altars. 1806	153
In Glycera. 1807	154
Serenate. 1807	156
Elegieen. 1807	157
Liebe und Kunst. 1801	219



	Seite
Sinfonie. 1804	277
Die drei Paternoster. 1806	303
Die Symplegaden. 1806	310
Buchstabenrathsel. 1804	317
Friede. 1806	320
Licade. 1811	323
Der deutsche Kritiker und die Muse. 1811	329
Ines und Pedro. 1807	333

---

Das

Das stille Kind.

---

Erzählung.



---

Die Musik schallte munter aus den erleuchteten Sälen in den Garten hinab, — die bunten Lampen glänzten in langen, unabsehbaren Reihen und vielfachen Bogen. Ueber dem künstlichen Tag schwebte still der Mond und sein Licht spiegelte sich tausendfach in den zitternden Wellen des ruhigen Meeres, dessen Fläche, wie ein bewegter Himmel, von unzähligen, wechselnden Sternen schimmerte. Da rauschte die Gondel an das Ufer. Eilig und etwas schüchtern sprang Otilie an das Land. — Man wird uns vermissen, — sprach sie zu dem zögernden Antonio — und zog ihn durch die hohen Bogengänge mit sich fort, nach dem glänzenden Landhause,

aus welchem der fröhliche Lärm rauschend ertönte.

Doch besser wär' es, rief sie schnell, als sie den Stufen des Eingangs sich näherten, — wenn wir nicht zusammen zurück kämen, — und eine brennende Röthe überflog sie bei dem übereilten Wort. Sie entzog hastig Antonio's Arm ihre Hand und eilte die Stufen hinauf zu dem tanzenden Schwarm.

Antonio blickte mit Sehnsucht der Eilenden nach, bis hinter ihr die Flügelthüren sich schlossen. Sich selbst und alles vergessend, wendete er sich nach dem Meere zurück, um in der eben verlassenen Gondel sich allein und ungestört seinen Empfindungen hinzugeben.

Wie ein Träumender ging er, bald schnell bald langsam, durch die langen Gänge des Gartens. Die spiegelnde Meeresfläche lag schon nahe vor seinen Blicken, da trat ein artiger Knabe aus dem Gebüsch hervor. Eine

aufblühende Rose bewegte sich gegen Antonio und der Knabe schien sie ihm durch das Halten des Zweiges anzubieten.

Ich danke dir Kleiner — sagte Antonio, indem er die Rose von dem Zweige brach — gehörst du in das Schloß?

Der Knabe nickte. — Indem schallte Gesang und Musik fröhlich vom Meere her. Eine bunt erleuchtete Gondel stieß an's Land. Männer und Frauen, mit Blüthenkränzen in den Händen und um die Locken, sprangen jubelnd heraus, sich wechselnd bekränzend, und die Kränze schäkernd einander entreißend. Antonio wollte sich hinter den Bäumen verbergen, aber der muntre Haufe stürmte schon lärmend gegen ihn her. — Es waren einige von der Gesellschaft aus dem Schloß, welche die schöne Mondnacht aus dem Tanzsaal auf das Meer zu einer nächtlichen Fahrt gelockt hatte, und die eben jetzt zu den Festlichkeiten nach dem Schlosse zurückkehrten.

„Da haben wir ja unsern Bacchus gefunden, den König des Festes“ — rief einer, den Wein und Fröhlichkeit vor den andern begeistert hatten. Ein lautes Evoe stimmte ihm bei, die Instrumente fielen, wie verabredet, mit wildem Lärm tobend in den Jubel ein, und der neue Bacchus ward, mit Kränzen geschmückt, und mit Epheuranken umwunden, der Gesellschaft im Schlosse zugeführt.

„Wo ist die Braut?“ — riefen die Einstürmenden — „sie muß von uns den Bräutigam lösen: wir haben ihn gefangen!“

Ein schlimmes Zeichen — scherzten einige — daß der Bräutigam schon am Verlobungstage der Braut entläuft.

O nein! — entgegneten neckend die Mädchen, die ihn noch gefesselt hielten — der empfindsame Bräutigam schlich einsam in dem Gebüsch und suchte frühe Rosen für die Geliebte.

Antonio's Wangen glühten, Ottilie, welche der Lärm in den Kreis um den Bräutigam gelockt hatte, entfernte sich schnell, und Flora mußte von den Gästen einige Scherze über die Sentimentalität ihres künftigen Gemahles anhören, indem ihr Antonio, in den Scherz einstimmend, die Rose überreichte.

Der Bräutigam mußte nun, zum Preis seiner Entfesselung, mit den Mädchen, und die Braut, zum Lösegeld ihres Verlobten, mit den Männern, die ihn gefangen hatten, den Rest der Nacht durchtanzen. Bei dem letzten Tanze trat Ottilie nahe bei Antonio in die Reihe der Tanzenden. Sie schien ganz an seinen Blicken zu hängen, und kaum den Augenblick erwarten zu können, wo sie von den Wendungen des Tanzes ihm näher geführt wurde.

Woher haben Sie die Rose — rüßte sie ihm schnell zu — die Sie meiner Schwester gaben?



Aus dem Garten — antwortete Antonio — freilich, . . .

Unmöglich! — unterbrach ihn Otilie — diese Rose kann, . . .

Der Tanz entfernte sie, eh' sie vollenden konnte. Antonio bemerkte auf ihrem Gesicht und in ihren Bewegungen unverkennbare Zeichen innerer Unruhe. Er schmeichelte ihr mit bittenden Blicken, und wenn es die Ordnung des Tanzes gestattete, mit deutungsvollem Händedruck; aber es gelang ihm nicht, der Sinnenden ein Lächeln abzugewinnen. Endlich führte sie der Tanz wieder zusammen.

Ich bitte Sie — wiederholte Otilie dringend — woher bekamen Sie die Rose?

Bei meiner Liebe, Otilie — antwortete er, — ich brach sie selbst vorhin im Garten von einem Rosenbusch.

Sie wollen es mir verbergen — fuhr sie

fort — aber ich ahnde es doch, und mir sollten Sie nichts verheimlichen.

Ottilie! — rief Antonio — könnten Sie mich für fähig halten, Sie zu hintergehen? — Für Sie brach ich diese Rose.

Für mich? — fiel Ottilie erschrocken ein — Nimmermehr!

Einzig für Sie — erwiderte Antonio — können Sie heut, an diesem Abend, zweifeln? Daß ich sie Ihrer Schwester gab, war bei dem Drang der eintretenden Umstände unvermeidlich, das Gegentheil wär' unverzeihliche Unbesonnenheit gewesen. — Könnten Sie darum zürnen, Ottilie!

Wie gern glaubte ich Ihnen — sagte Ottilie, in Gedanken verloren — aber nein, es ist unmöglich, es kann nicht so seyn!

Sie wurden von neuem getrennt. Ottilie sprach nicht mehr, tanzte ohne Theilnahme, und entfernte sich schnell, als der Tanz geendigt war. Antonio freute sich

der übel verheulten Eifersucht, welche aus Ottiliens Verdacht hervorblickte. Im Tausmel seines Entzückens suchte er die Geliebte durch die weiten Säle, bis er endlich bemerkte, daß alle Gäste sich entfernt hatten, und nur noch einige Diener mit den verloschenden Lichtern beschäftigt waren.

Der Morgenstrahl glänzte Antonio'n entgegen, als er in sein Zimmer trat. Er warf sich auf sein Bett, nicht um zu ruhen, sondern um seine Empfindungen fest zu halten und bei den Bildern der vergangenen Stunden in ungestörtem Genuß zu verweilen. Ottiliens Liebe schien ihm gewiß. Ihr Blick, das hohe Erröthen ihrer Wangen, als er sie in der Gondel erst schüchtern, und, da sie nicht widerstand, bald feuriger umfaßte, hatte ihm ihr Gefühl deutlich verrathen; ihr dringendes Fragen nach dem Geber der Rose ließ ihm jetzt keinen Zweifel. Er schalt auf die Ungestümen, die ihn der

Brant zu überlassen nöthigten, was er einzig der Geliebten bestimmt hatte. Der Vorzug, den jene erhielt, hatte vielleicht diese erst gereizt, und der Verdacht einer fremden Geberin war leichter zu entfernen, als der Schein einer Vernachlässigung, welcher vielleicht erst jenen Verdacht zufällig erweckte.

Antonio's Freude war gestört. Seine Liebe, und die Gewißheit, er werde geliebt, war noch zu neu; er fürchtete, Ottiliens jung aufkeimende Neigung verletzt zu haben. Er ahndete eine mögliche Spannung unter den Schwestern, welche bei Floren Verdacht erregen, und Ottilien Verlegenheiten aussetzen konnte. Da trieb ihn die Unruhe wieder in den Garten; er hoffte, noch eine Rose zu finden, wär' es auch nur eine, von kaum durchscheinender Röthe gefärbte, jugendliche Knospe. Diese wollte er dann Ottilien als Pfand seiner Liebe bringen.

Allein, er suchte vergebens. Im Gar-

ten blühten die schönsten Frühlingsblumen in den buntesten Farben, aber die Rosenknospen, selbst der frühesten Gattungen, waren noch tief in den Blättern verborgen, und hatten sich kaum noch aus den Stengeln entwickelt. Der Busch, an welchem er gestern die Rose entdeckt hatte, war grün und frisch, aber an ihm so wenig, als an den andern, war eine schwellende Knospe zu sehen.

Ottiliens Verdacht schien bei Antonio nun gerechtfertigt. Bei der Unmöglichkeit, eine Rose in dem Garten zu finden, mußte sie hinter diesem Vorgeben eine Verbergung der Wahrheit argwohnen. Errathend ging Antonio nach der Wohnung des Gärtners. Ein artiges Mädchen begoß hier die seltneren Gewächse, welchen selbst Italiens Mächte nicht mild genug sind, und unter diesen einige frühe Rosen. „Daher also kommt der Verdacht“ — sagte sich Antonio und wollte schon sich entfernen, aber das artige

Gärtnermädchen hatte geschwind einige der schönsten Rosen zierlich geordnet, und überreichte sie Antonio'n, um seine schöne Braut damit zu schmücken.

Auch diese Rosen schienen also für Ottilien verloren, denn sie konnten ihren Verdacht nur vermehren. Antonio erkundigte sich bei dem Mädchen nach ihren Aeltern und Geschwistern; denn er glaubte nun gewiß, der Knabe, von welchem er in der vorigen Nacht die Rose empfangen hatte, sey ein Sohn des Gärtners gewesen, und habe ihm durch die seltne Blume seine Aufmerksamkeit beweisen wollen. Das Mädchen behauptete aber, ihr Vater, der Gärtner, habe keinen Sohn und sie sey die einzige Tochter. Von einem Knaben wußte sie gar nichts anzugeben, und endlich schien sie gar etwas ängstlich zu werden, als Antonio fortfuhr, nach dem Knaben zu fragen.

Der Morgen war indessen größtentheils

vorübergegangen, und die zunehmende Wärme trieb Antonio'n nach dem Schlosse, wo man ihn schon bei dem Frühstück erwartete. Die Braut und Ottilie waren noch nicht zugegen. Man scherzte über manche drollige Vorfälle des gestrigen Tages, doch schienen einige Tanten, welche das väterliche Schloß nie hatten verlassen wollen, in dem frohen Ton nicht mit einzustimmen. Bedenkliche Mienen wechselten mit abgebrochenen bedeutenden Worten; auf den Gesichtern der ab- und zugehenden Dienerschaft malte sich Bangigkeit und Neugierde; man schien etwas verschweigen und zugleich auch entdecken zu wollen. Endlich brach die Schwester des Grafen, welche mehr, als die übrigen Verwandten, bei ihm galt, das halbe Schweigen und erzählte mit bebender Stimme: man behauptete, das stille Kind habe sich wieder sehen lassen.

Auf jedem Gesicht verschwand bei dieser  
Rede

Rede das Lächeln, und der Ernst verwandelte sich in Bangigkeit und Furcht. Antonio erstaunte weniger über die Rede selbst, als über die plötzliche und allgemeine Wirkung.

Das stille Kind? — wiederholte er — was ist das? was wollen Sie damit sagen?

Niemand antwortete ihm.

Ist's auch gewiß? — unterbrach endlich der Graf das Schweigen — wer hat es gesehen? wo sah man es?

In dieser Nacht soll es umhergegangen seyn, — antwortete ihm die Erzählerin.

Arme Fiora! — seufzte der Graf. — Hat sie es selbst gesehen? wo ist sie?

Ein Diener ging, sie zu rufen.

Das weiß ich nicht — erwiderte des Grafen Schwester, — noch ist es nur ein dunkles Gemurmel.

Oder ein leeres Geschwätz — sagte der Graf etwas unwillig. — Man sollte die Ge:  
etc. III. [ 2 ]



heimnisse der Familie nicht so unvorsichtig Preis geben. Ein Trunk über die Gebühr bei frohen Gelegenheiten erzeugt alsdann Fantome und jeder will sehn und sieht, wenn er nur weiß, daß etwas zu sehen ist.

Ottilie kam. „Hatte ich es nicht gehandelt?“ sagte sie leise im Vorübergehn zu Antonio, dessen Erstaunen mit jedem Worte, das er vernahm, höher stieg. Dann setzte sie sich furchtsam an die Seite ihres Vaters.

Fiora kam gleichfalls. Sie schien von der Furcht der andern noch nicht unterrichtet. Antonio vertheilte die Rosen des Gärtnermädchens an sie und an Ottilien.

Ich ergreife das gute Zeichen, — sagte Fiora scherzend, — daß Sie Ihre Trauerblume von gestern gegen diese eintauschen.

Mit diesen Worten nahm sie eine dunkle, graue, fast schwarze Rose von der Brust, und gab sie Antonio zurück.

Nehmen Sie nicht! weg mit der Un-

glücksblume! — rief Ottilie schnell dazwischen tretend, nahm heftig die Rose aus Fiora's Hand, und warf sie zerblättert auf den Boden.

Ich höre und sehe so viel Befremdendes auf einmal, — sagte Antonio — daß ich Sie angelegentlichst um die Enthüllung dieser Räthsel bitten muß, wiewol ich kaum weiß, wessen Erklärung ich zuerst wünschen soll. Welche Bewandniß hat es mit diesen Blumen? was bedeutet die Erscheinung des stillen Kindes, welche Sie insgesamt so wunderbar mit Furcht und Schrecken erfüllt?

Sie werden in dem, was ich Ihnen davon erzählen kann, wenig Befriedigung finden, — antwortete der Graf. — Daß ich Ihnen aber kein Märchen erzähle, zeigt Ihnen die Bestürzung, welche Sie selbst bei der Erwähnung dieses Kindes an uns bemerkt haben. Mein Vater hörte schon in seiner Kindheit von der Erscheinung dieses Kindes,

als von einer unbezweifelten Wahrheit reden. So oft es sich zeigte, folgten allemal ungewöhnliche und traurige Begebenheiten in unserer Familie; wen es freundlich anlächelte, auf wessen Wege es einige Schritte vorausging, der blieb gewöhnlich nicht lange mehr in unserm Kreise. So war es immer für unser Haus ein gefürchteter Bote des Unglücks. Wodurch es aber zu seinem Erscheinen bewogen werde, und wie dieses Schloß zu einem so geheimnißvoll geistigen Wesen gekommen sey, davon ist weder mir etwas bewußt, noch irgend jemand, der in dem Schlosse wohnt.

Hat denn niemand gewagt, dieses räthselhafte Wesen anzureden? — fragte Antonio.

Oft ist dieses geschehen, — erwiderte der Graf. — Denn es erscheint niemals in einer furchtbaren, Gespenster-ähnlichen Gestalt; man glaubt vielmehr ein körperliches

Kind zu sehen. Auch blieb es oft lange, und spielte mit andern Kindern; nur hat man nie einen Laut von ihm gehört und darum nennen es alle das stille Kind. Auf anhaltende Fragen entfernte es sich allezeit still, und verlor sich, ohne daß man sagen konnte, wohin. Meine Tochter Octilie hat ehemals selbst sehr oft mit ihm gespielt.

So ist es wirklich. — versetzte Octilie.  
— Als in meiner Kindheit die Kriegerunruhen unsrer Gegend sich näherten, sah ich es fast täglich und spielte unbefangen mit ihm; denn man hatte mir die Sage von diesem Kinde noch nicht erzählt, und ich hielt es für einen Knaben aus der Nachbarschaft. Es ließ sich geduldig von mir vorschwätzen, und ich bemerkte es in dem kindischen Spiel kaum, daß es selbst nie sprach. Endlich einmal, als der Marschese Montaldi im Gefecht geblieben war, und in der Familiengruft beigesezt werden sollte, verleitete mich

die Neugierde, die Vorbereitungen zu dem Leichenbegängnisse in der Gruft anzusehen; ich stieg mit den Arbeitern die Stufen hinab, da sah ich bei dem Schein der Hanglampe, die von oben das lange Gewölbe beleuchtete, meinen Gespielen an einem Sarge lehnen, als ob er schlummerte. Mir grausete zwar bei der langen Reihe von Särgen, doch war ich erfreut über den bekannten Anblick in diesem schauervollen Aufenthalt, und schon wollte ich zu ihm eilen, da faßte meine Wärterin mich auf einmal heftig bei dem Arm und rief im Tone des höchsten Entsetzens: Othilie, wo willst du hin? dort ist das stille Kind! Alle segneten sich erschrocken mit dem heiligen Kreuz, ich sah noch den Knaben sich langsam in den Hintergrund ziehen, aber der Schreck raubte mir die Besinnung und man trug mich ohnmächtig aus der Gruft. Späterhin hörte ich, daß man allezeit bei Eröffnung der Familiengruft dieses Kind an einem

Sarge lehrend finde, und daß es dann langsam in den Hintergrund der Gruft sich verliere. Ich selbst habe es nachher nie wieder gesehen, aber ich konnte auch in der Folge nicht mehr so ruhig spielen; denn die Feinde verschonten die Plätze unsrer Spiele nicht mehr, wie vorher, und wir mußten sogar alle auf einige Zeit flüchtig werden.

Das ist sehr sonderbar, — sagte Antonio — können Sie mir wol die Gestalt des Kindes beschreiben?

Es gleicht — antwortete Ottillie — einem Knaben von vier Jahren, so viel ich mich erinnern kann. Vor Zeiten aber soll es auch als ein ganz junges Kind erschienen seyn.

Sab er Ihnen denn Blumen, — fragte Antonio weiter, — oder verbirgt diese schwarze Rose ein neues Geheimniß?

Er trug eine Rose von der Art immer an seiner Brust, — erwiderte Ottillie —

ich bat ihn einigemal darum, und er ließ mich gelassen sie nehmen, aber allezeit vermüßte ich sie, wenn ich mich nachher unter Andern befand. Daher kam meine Unruhe, als ich gestern die schwarze Blume an meiner Schwester Brust erblickte. Gott und allen Heiligen sey Dank, daß jetzt andere Rosen hier blühen!

Ottilie fiel bei diesen Worten ihrer Schwester heftig um den Hals, und war tief bewegt; Antonio sammelte schnell die zerstreuten Blätter der Rose, und verbarg sie sorgfältig. Es war nun kein Zweifel, daß der Knabe, welchen er in der Mitternacht gesehen hatte, kein anderer war, als das gefürchtete stille Kind; doch schwieg er davon, um Fioren, welche die Blumen aus der Gruft an ihrer Brust getragen hatte, nicht mit bangen Ahndungen zu schrecken.

Die Nachforschungen, wem das stille Kind sich gezeigt habe, blieben ohne Erfolg;

gleichwohl verließ die Furcht nicht die Bewohner des Schlosses. Von Fiora's Vermählungstage, der, nach dem Plane des Grafen, der Verlobung bald nachfolgen sollte, war wenig die Rede. Die Braut schien von der schwarzen Rose tief erschüttert; sie vermied die Gesellschaft und man bemerkte, daß sie mit Anstrengung ihre bange Empfindung zu verbergen suchte. Der Bräutigam, der die Blume der Trauer ihr selbst überreicht hatte, schien sich mit Vorwürfen zu quälen, und suchte die Einsamkeit. So kam der Abend herauf.

Noch tiefer aber hatten diese Vorfälle auf Ottilien gewirkt. Sie war in einem nahen Kloster erzogen worden, damit sie schon von der Kindheit an sich an das einsame Leben gewöhnte, welchem sie der Graf bestimmt hatte, um der ältern Tochter das ungetheilte Vermögen zu erhalten. Nur selten hatte sie einige Tage im Schlosse ihrer El-



tern zugebracht, und jetzt war sie nur ihrer Einsamkeit entlassen worden, um den Festlichkeiten beizuwohnen, welche in dem Schlosse des Grafen von Flora's Verlobung bis zu ihrer Vermählung abwechseln sollten. Mit der letztern wollte dann der Graf Ottillens feierliche Einkleidung verbinden.

An die Einsamkeit und Stille des klostertlichen Lebens gewöhnt, hatte Ottilie fast mit Widerwillen das väterliche Schloß betreten, wo sie nur wilder Lärm und störendes Geräusch des Weltlebens, wie sie glaubte, erwartete. Die Unbefangenheit des kindlichen Sinnes hatte sie, bei den stillen Umgebungen ihres Aufenthaltes, bis in die ersten Jahre der Jungfrau begleitet, und gab nun der, ihr selbst unbewußt, erwachenden Neigung die frische Lebendigkeit, welche unter den Verhältnissen des geselligen Lebens gewöhnlich ermattet, ehe noch die Neigung sich entwickelt, und nur in seltenen Fällen die

Liebe zu einem bestimmten Gegenstand in ihrer ersten Jugendkraft begleitet. Ottilliens Fantasie gefiel sich lange in unstetem Umherschweifen. Bald waren es religiöse Bilder, welche ihren Geist erfüllten, bald dunkle Erinnerungen an frühe Ereignisse, bald auch bloß räthselhafte Träume, und die Unruhe, welche sie von dem Einen zu dem Andern trieb, ohne daß etwas ihrer innern Sehnsucht Gnüge that, schien ihrem kindlichen Gefühl nur ein Zeichen der angeerbten Sündlichkeit, zu deren Bekämpfung die klösterlichen Uebungen ihr ein sicheres, aber von dem weltlichen Sinn zu oft verschmähtes Mittel darböten. Die KlosterSchwestern fanden in ihren verworrenen, bilderreichen Reden die Zeichen eines frommen, von den Heiligen wunderbar ergriffenen Gemüths, und die Andacht, mit welcher Ottillie den geistlichen Uebungen sich hingab, befestigte sie in diesem Glauben, so daß die Lobsprüche, welche Ot-

tille von ihnen empfing, und die Hinweissungen auf eine Zukunft, in welcher der Friede des Himmels sichtbar auf der andachtvollen Novize ruhen werde, diese zu einer nie ruhenden Sehnsucht nach jener seligen Zeit entflammte, in welcher das Sehnen gestille, und das Ziel, welches ihr oft in unaussprechlichen Traumbildern, gleich dunklen Offenbarungen, vorschwebte, errungen seyn würde.

Mit diesen Gefühlen war jetzt Ottilie in das väterliche Schloß zurück gekommen. Antonio schien, durch seine nahe Verbindung mit Fioren, zu einem zwanglosen Umgang mit der Schwester seiner Braut berechtigt, und Ottilie, welche nur die Zärtlichkeit einer Schwester auf ihn überzutragen glaubte, und in den Aeußerungen ihrer Liebe eine Beruhigung jener lange gefühlten Sehnsucht fand, überließ sich seinen Liebkosungen, ohne etwas von der wahren Natur ihrer

Neigung zu ihm zu ahnden. Selbst als sie einsam mit Antonio in der Gondel auf dem still bewegten Meere schwebte, und er, den jugendlich schlanken Leib Ottliens umschlingend, die ernstere Fiora vergaß, waren ihr seine Küsse nur wie die Freuden ihrer Träume. Sie weckten nur jene schnell vorüberherrauschenden Bilder mit aller der unendlichen Sehnsucht, welche ihr Erscheinen begleitete, doch ohne einen bestimmten Wunsch in ihr zu erregen. Aber jetzt, mit der Erzählung von dem stillen Kinde, erwachten auf einmal die Erinnerungen an ihre Kindheit und standen wie herangewachsene Gespielen mit bedeutenderen Blicken vor ihrem Geiste. Das frohe, in beständigem Glanz bewegliche Leben auf dem Schloß ihrer Aeltern, zog noch einmal vor ihrem Blick vorüber, mit allen den schönen Farben geschmückt, wie es ihr Gedächtniß in den Jahren der Kindheit aufgefaßt hatte, und mit dem ma-

gischen Schimmer beleuchtet, in welchen Erinnerung und Hoffnung, gleich der Morgens- und Abendsonne, ihre Gegenstände einhüllen. Sie fühlte, daß es auch außer der klösterlichen Abgeschlossenheit Freuden gebe, deren sich ihr reines Gemüth mit Wohlgefallen erinnerte, und auf einmal sah sie sich ausgeschlossen von einem Glück, welches ihre Schwester an Antonio's Seite erwartete; dessen Liebkosungen ihr nun als das erschienen, wovon ihre, in himmlischen Gegenden schwärmende, Fantasie ihr nur ein schwaches Vorbild gezeigt hatte. Fiora's Vermählungstag ward ihr ein gefürchteter Zeitpunkt; denn an diesem sollte sie der Welt entsagen, und aus den klösterlichen Mauern blickte ihr jetzt nicht mehr das endliche Ziel ihrer Sehnsucht, wie vormals, freundlich winkend entgegen.

Antonio'n war es ebenfalls nicht unerwünscht, daß durch die Erscheinung des stillen Kindes sein Vermählungstag etwas in

Bergessenheit zu kommen schien. Ottiliens unschuldiges Hingeben, die kindliche Unbefangenheit, mit welcher sie seine Liebkosungen annahm und erwiderte, verbunden mit dem Reiz der sich eben nur entfaltenden Blüthe ihrer Schönheit, hatten ihn mehr, als er sich selbst gestand, angezogen. Flora schien ihm, mit Ottilien verglichen, kalt, und ihre Liebe erfreute ihn mehr als wohlwollende Zuneigung einer Freundin, wenn ihn bei Ottilien mädchenhafte Schüchternheit, in der schönsten Vereinigung mit glühendem Verlangen, entzückte. Ohne über seine Empfindungen sich Rechenschaft geben zu wollen, war er gegen die Braut zuvorkommend, gefällig; gegen Ottilien glaubte er immer etwas vergüten zu müssen, und selbst der Gedanke, daß sie bald die Welt gegen das Kloster vertausche, schien ihn zu der zartesten Behandlung und zu der sorgfältigsten Aufmerksamkeit auf ihre Wünsche aufzufor-

bern, ja sogar einen Vorzug vor seiner Braut auf diese kurze Zeit zu rechtfertigen.

Er hatte sich, als am Abend noch immer die Heiterkeit in der Familie nicht hergestellt war, bei einem einsamen Spaziergange wieder an das Ufer des Meeres verloren, in dessen Horizont die Sonne eben unterging. Hier begegnete ihm Otilie, welche der schönen laue Abend ebenfalls an das Meer gelockt hatte. Antonio schlug ihr, wie gestern, eine Lustfahrt auf dem Wasser vor, sie setzte sich aber auf einen Rasensitz und freute sich der purpurnen und goldnen Streifen, welche den abendlichen Himmel bedeckten und zitternd in dem bewegten Wasserspiegel widerglänzten. Antonio setzte sich neben sie, aber indem er seinen Arm um sie schlang, und sich beugte, um das geliebte Mädchen im Abendglanze zu betrachten, bemerkte er ein schmerzliches Zucken um ihre Lippen, und  
ein

ein Senken der Augenlider, als wollte sie eine hervorbrechende Thräne zurückdrängen.

Was ist Ihnen, beste Ottilie? — rief er bestürzt und zog sie fester an sich.

Lassen Sie uns zurückgehn! — antwortete sie, und wollte sich ihm entwinden.

Sie sind auf einmal so schmerzlich bewegt — fuhr Antonio bittend fort — wollen Sie mir nicht Ihr Zutrauen schenken?

Kommen Sie, — sagte Ottilie — warum soll ich an ein Glück mich gewöhnen, das ich bald auf immer entbehren muß? In meinen dunkeln Mauern wird mir der Abend von keinem lieblichen Strahl freundlich erhellt.

Ist's möglich, Ottilie, — rief Antonio heftig — ist das Kloster nicht Ihre eigene Wahl?

Damit sie es bleibe, darf ich die Freuden des Lebens nicht sehn — antwortete sie. — Kommen Sie! ich bitte.



Antonio war im Innersten bewegt; er zog Ottilien zu sich nieder, umarmte sie auf das zärtlichste, und betheuerte ihr mit heiligen Schwüren, sie zu schützen.

Die kurze Dämmerung war indessen vorüber und das Mondlicht erhellte nur schwach durch die verschlungenen dichten Zweige das Dunkel. Ottilie blickte furchtsam um sich und schmiegte sich immer fester an Antonio's Seite. Die zunehmende Dunkelheit erinnerte endlich Beide an die Nothwendigkeit, zum Schlosse zurückzukehren; allein Ottilien überfiel eine so heftige Angst, wenn sie in die dunkeln Gänge des Gartens blickte, daß selbst Antonio's Zureden nicht im Stande war, sie zu beruhigen. Sie gestand ihm endlich, hier am Meere habe sie vormals mit dem Kinde gespielt, und seine Gestalt scheine ihr überall aus dem Gebüsch hervorzutreten. Sie suchte vergebens die Furcht zu bezwingen, und bat endlich Antonio,

auf dem Meere einen Theil des weiten Gartens zu umfahren, und an einem freieren Orte zu landen.

Der Abendwind trieb die leichte Gondel langsam an dem Ufer hin. Freier wurden nun die Gespräche der Liebe; aber je mehr die Besorgnisse unter den Liebenden selbst verschwanden, um so deutlicher erschienen die Hindernisse, welche von außen her ihrer Liebe drohten. Antonio suchte Ottiliens Bangigkeit wegzuschmeicheln, obgleich ihm selbst ein glücklicher Ausgang aus diesem schönen Labyrinth fast unmöglich schien; aber Ottilie schwieg und die Worte des Trostes konnten sie nur wenig erheitern.

Jetzt bewegte der Wind die Gondel stärker nach dem Ufer. Da hörten sie von ferne leise Töne, wie einen Gesang, von der Ehtarre begleitet. Bald schienen sie von Meere, bald vom Ufer zu schallen; zuweilen erhob

sich die Stimme, und endlich hörten sie deutlich die Worte:

Will dir nirgends Trost erscheinen,  
naht ein Retter aus der Gruft.

Ein Retter aus der Gruft! — wiederholte Antonio schauernd.

Selig, wer seiner Rettung sich freuen kann! — sagte Ottilie still.

Die Stimme sang fort:

Und wenn jede Hoffnung sinket,  
fasse noch den Augenblick!  
Ob kein Stern dem Schiffer blinket,  
wen die Lieb' umfaßt, dem winket  
aus den Wellen noch das Glück.

Wer singt uns jetzt die wunderbaren Worte? — rief Antonio. — Laß uns dem Wink des Zufalls folgen, Ottilie! Uns bleibt der Augenblick, wenn alle Hoffnung um uns verschwindet. Diesen laß uns fassen, unbedrückt, was in der Zukunft sich

verbirgt! „Wenn die Lieb' umfaßt, dem winket aus den Wellen noch das Glück!“ —

Ottilie war ebenfalls durch diesen Gesang wunderbar bewegt. Sie fühlte sich beruhigt, als hätten schützende Gemen ihr diese Worte zugerufen. Ihre Liebe schien ihr vor den Heiligen selbst gerechtfertigt, und diesen Beschützern überließ sie nun in festem Vertrauen die Leitung ihrer Schicksale. Heiter kieg sie an Antonio's Arm an das Land, und bei dem Abschiedskuß lud sie ihre selbst zu einer Wasserfahrt auf den nächsten Morgen ein, um die Sonne, auf dem Meer selbst, dem Meere entsteigen zu sehen.

Wo haben Sie denn die Braut? — rief der Graf Antonio'n entgegen, als er in das Schloß trat.

Ich hoffte sie bei Ihnen zu finden, entgegnete dieser. — Sie klagte, als ich sie verließ, über Kopfschmerz, und schien die Einsamkeit jeder Gesellschaft vorzuziehen.

Sonderbar! — sagte der Graf. — Fast muß ich glauben, das Geschwäg von dem stillen Kinde habe einen tiefern Eindruck auf sie gemacht, als ich bei ihr erwartet hätte.

Vielleicht auch das Geräusch des gestrigen Tages — versetzte Antonio. — Das Ungestüm der berauschten Bacchanten nöthigte sie mehr zu tanzen, als sie selbst gut fand.

Auch möglich — erwiderte der Graf — doch lassen Sie uns jetzt von der Hochzeit sprechen. Warum wollen wir lange zögern? Oder glauben Sie, daß sich der Marchese noch entschließt, dem Feste seine Gegenwart zu schenken? — dann freilich . . .

Mein Vater könnte vielleicht — antwortete Antonio etwas verlegen — indessen, da es ungewiß bleibt . . .

Ich sehe schon — unterbrach ihn der Graf lächelnd — Sie sind ein guter Sohn, und ein verliebter Bräutigam. Nun, ich nehme die Verantwortung auf mich. Ueber:

morgen sey die Vermählung! — Ist es so recht?

Antonio vermochte in der Bestürzung nicht zu antworten. Indem er sich noch zu sammeln suchte, stürzte Fiora erschrocken in den Saal.

Was ist dir? — fragte der Graf.

Das Kind zeigt sich wieder — stammelte sie athemlos.

Mehrere von der Familie und von der Dienerschaft folgten ihr eben so erschrocken. Vergebens fragte der Graf, wer es gesehen habe? — Jeder hatte nur die Nachricht von der Erscheinung gehört, keiner das gefürchtete Kind selbst gesehen. Unwillig drohte der Graf, es streng zu ahnden, wenn Jemand wieder mit dergleichen leeren Gerüchten das Haus in Schrecken setzte. Niemand, verbot er, solle es künftig wagen, von der Erscheinung zu sprechen, wenn er sie nicht mit eignen Augen gesehen habe.

Ehe er aber noch die Drohungen ausgesprochen hatte, erblaßte er plötzlich, seine Lippen zitterten und die Augen waren starr nach einem fernen Winkel gerichtet. Alle sahen jetzt die Gestalt eines Kindes in dem Hintergrund des Saales nach der offenen Thüre eines schwach erleuchteten Zimmers langsam gehen und in diesem sich verlieren.

Sehr sonderbar! — sagte der Graf, als er sich von dem Erstaunen etwas erholt hatte. Er nahm zwei Lichter, und ging in das Zimmer, in welches das Kind verschwunden war. Die Uerschrockensten thaten dasselbe, und folgten ihm nach; aber nichts war zu finden, was einigen Aufschluß geben, oder eine Täuschung vermuthen lassen konnte.

Man erschöpfte sich nun in Vermuthungen, welchen Unfall diese Erscheinung verkündigen werde. Was vorher nicht geachtet worden war, bekam nun, da etwas Unleugbares von Allen gesehen worden war, Bes

deutung, und schien mit dieser Erscheinung in geheimem Zusammenhang. Das Unbedeutendste machte auf Berücksichtigung Anspruch, Träume und ähnliche Geistergeschichten wurden erzählt und erst spät in der Nacht trennte man sich, nicht ohne Grauen und Furcht vor den Schatten der Nacht und den unwillkürlichen Bildern der Träume.

Antonio fand am andern Morgen Ottilien schon in dem Garten. Er erzählte ihr, wie das stille Kind gestern durch seine Erscheinung die unglückliche Beschleunigung seiner Vermählung mit Fiora abgewendet habe; und Ottilie gestand ihm, daß sie noch mit einer unbegreiflichen Liebe an dem Bilde dieses Kindes hänge, daß aber die Erinnerung an seine Wohnung in dem Grabe in diese Liebe ein furchtbares Grauen mische; sie fürchte seine wirkliche Erscheinung so sehr, als sie sich seiner ehemaligen Erscheinungen in der Erinnerung erfreue. Von ihren Schwär-



mareien entzündet, hielt selbst Antonio dieses Kind nun für den schützenden Genius seiner Liebe. Hoffnungen umschwebten zum erstenmale die Umarmungen der Liebenden. Der Retter aus der Gruft war ihnen erschienen; er hatte das dunkle Wort, das auf den Meereswellen zu ihnen schwebte, selbst sichtbar gelbset. Entzückt schwuren sie sich ewige Liebe, und dem stillen geheimnißvollen Beschützer Vertrauen, wenn auch die tiefste Nacht sie umhüllte, und ihr Auge vergebens nach einem Ausweg blickte.

Ein Schiff zeigte sich in der Ferne, und schien sich ihnen zu nähern. So gern Antonio noch länger mit der Geliebten auf dem einsamen Meere geschwebt hätte, so mußte er doch ihrer Furcht vor Räubern nachgeben, und den Rückweg antreten.

Nah am Schlosse begegnete ihm ein Fremder. Antonio sah ihn mißtrauisch an.

Bald aber erkannte er in ihm seinen lange vermißten Freund, Jeronymo, und flog mit froher Eile in seine Arme. Otkille entfernte sich während der lebhaftesten Freude des Bewillkommnens.

Jeronymo erzählte nun seinem Freunde, wie sein Pflanzvater und Lehrer, Ambrosius, vor einiger Zeit gestorben sey, und ihm bei seinem Ende noch zur Pflicht gemacht habe, einige Länder Europa's und Afrika's zu durchreisen, theils, um sich in den Geheimnissen der Natur mehr zu unterrichten, theils, um gewisse Nachforschungen zu vollenden, von welchen Ambrosius selbst durch Altersschwäche abgehalten worden war. Er sey aber genöthigt, weil sein Lehrer ihm zwar wichtige und vortreffliche Geheimnisse, aber wenig Baarschaft hinterlassen, als Mahler zu reisen, und von seiner Kunst zu leben. Jetzt habe er von der nahen Vermählung der Gräfin Flora gehört, und da habe er

dem Bräutigam Glück wünschen, und dem Hause nebenbei seine Dienste anbieten wollen.

Antonio erbot sich, seinen Freund sofort gleich in das Schloß einzuführen, allein dieser stellte ihm vor, daß die frühe Morgenstunde hierzu keine schickliche Zeit seyn möchte, auch habe er selbst noch einige Verrichtungen in der Gegend. Noch vor Abends werde er aber unfehlbar seinen Freund im Schlosse besuchen.

Froh über dieses unerwartete Zusammentreffen, trat nun Antonio in den Saal, in welchem sich gewöhnlich die Familie versammelte. Er fand noch niemand, als Fioren und Ottilien. Beide hielten sich auf das zärtlichste umarmt, und schienen tief bewegt.

Helfen Sie mir — redete Fioren den Eintretenden an — helfen Sie mir meine geliebte Ottilie trösten! und mich selbst — setzte sie bald hinzu. — Sollte ich nicht vor meinem Vermählungstage schaudern, der mei-

ne Schwester von mir trennt, die ich kaum erst gefunden habe? Denn das Kloster hielt sie gefangen, und soll sie bald wieder in seine Mauern begraben.

Ottillies Thränen flossen. Flora legte die Weinende sanft in Antonio's Arm. Könnten Sie wollen. — sagte sie — daß ich mein Glück durch ewige Thränen meiner Schwester erkaufte? Gewiß, das Loos dieser Unglücklichen muß Sie jammern. Es wäre doppelt grausam, wenn sie jetzt, da sie die Freuden des Lebens und der Liebe gesehn hat, in jenes traurige Grab zurückkehren sollte.

Antonio wußte sich kaum zu fassen. Bald glaubte er das Geheimniß seiner Liebe verrathen, bald war er entzückt vor Fiorens Liebe zu der Schwester. Schon war er auf dem Wege, seiner Braut Alles zu entdecken, da beugte sich diese tröstend auf die still fortweinende Ottillie, und indem

sie ihre Stirn leise küßte, lispelte sie: Bitte ihn selbst um deine Rettung, meine Ottilie; denke, daß du zu einem Bruder redest, der dich gewiß liebt.

Mit diesen Worten entfernte sie sich schnell.

Was ist das? Ottilie! — rief Antonio außer sich — weiß Fiore um unsre Liebe?

O, sie ahndet nichts! — erwiderte diese mit einem Blick zum Himmel. — Ach sie ist so himmlisch gut, sie liebt mich wie eine Mutter! Laß mich, Antonio! ich darf nicht bleiben! noch heute will ich zurück in mein stilles Kloster, und bald in noch stillere Mauern.

Vergebens beschwor sie Antonio, keinen zu schnellen Entschluß auszuführen; vergebens erinnerte er sie an die heiligen Eide der Beständigkeit. Gegen Gefahren war Ottiliens Brust gewaffnet; aber nicht gegen die Liebe der Schwester. Sie riß sich aus seinen Ar-

men und eilte Floren nach. Antonio folgte ihr von weitem, um durch schnelles Dazwischentreten vielleicht Floren an weiterm Forschen zu hindern.

Ottillie stürzte sich heftig an Florens Brust; aber zu tief bewegt, vermochte sie nichts zu sprechen, als, sie wolle noch heut in das Kloster zurück. Fiora trocknete lächelnd ihre Thränen. Ich kenne dein liebes Herz, meine Ottillie — sprach sie liebkosend — sey ohne Furcht, vertraue deiner Schwester, auf dich wartet ein schöneres Glück, als die traurige Stille des Klosters.

Nein, nein! rief Ottillie außer sich — laß mich fort, noch heute! Du weißt nicht...

Ich weiß auch — unterbrach sie Fiora scherzend — wie ein Mädchen im funfzehnten Jahre empfindet. Meinst du, kleine Unschuld, ich habe alles in den paar Jahren, die ich vor dir voraus habe, vergessen?

Hier näherte sich Antonio.

Kommen Sie, lieber Marchese — rief ihm Flora entgegen — meine zarte Ottilie wird zu sehr durch die finstern Ausichten auf ihr Kloster erschüttert, in das wir sie doch durchaus nicht zurücklassen. Der Schmerz überwältigt sie, ich muß mit dem Vater sprechen. Heitern Sie mir sie indessen auf, und wenn Sie mir gut sind, so bemühen Sie sich, mir meine Ottilie zu erhalten.

Sie legte Ottilien wieder in Antonio's Arm, küßte beide schnell, und entfernte sich.

Ottilie wollte ihr nach; aber jetzt gelang es Antonio, sie zu besänftigen. Er führte die Erschöpfte in ihr Zimmer zurück, und verließ sie nicht, bis sie ihm heilig versprochen hatte, in dem Gange ihrer Schicksale nichts durch vorschnelles Handeln oder übereilte Entdeckungen zu stören.

Unterdessen hatte sich Jeronymo schon  
ein:

elrigefunden, und Antonio fand ihn, als er Ottilien verlassen hatte, in dem Garten, wo er mit Fiora auf ihn wartete.

Haben Sie Ottilien beruhigt? — fragte Fiora, als sich die beiden Freunde bewillkommt hatten.

Ich hoffe es, — antwortete Antonio.

Fiora erzählte nun dem Fremden, wie ihre Schwester aus bloßen Familienrücksichten zum Kloster verurtheilt sey. Dabei drang sie immer lebhafter in Antonio, daß er alles aufbieten möchte, sie zu retten; war so unerschöpflich in Ottiliens Lobe, und fand Antonio's Theilnahme so kalt, daß Jeronymo einigemal mit Lächeln bemerkte, nur eine Fiora dürfte gegen ihren Verlobten eine Freundin mit so viel Wärme schildern, und wenn es auch selbst die Schwester wäre.

Während dieser Gespräche fand sich auch der Graf bei der Gesellschaft ein. Jeronymo's Bekanntschaft war ihm lieb, denn



er war selbst Freund und Kenner der Kunst. Er erbot sich sogleich, ihm die Kunstschätze seines Schlosses zu zeigen, da er späterhin einen Fremden erwartete, der sich wegen Familienangelegenheiten bei ihm habe ansagen lassen. Sie werden nicht eben viel bei mir sehen, — sagte er zu Jeronymo — aber vielleicht manches, das sie freuen wird, und gewiß nichts, wobei Sie einen Zeitverlust zu beklagen haben würden.

Wirklich fand Jeronymo manches Bewundernswerthe in der Sammlung. Eine Gruppe der heiligen Siebenschläfer zog besonders Antonio's Aufmerksamkeit an sich. Er zeigte es Jeronymo und erinnerte ihn an eine ähnliche Abbildung desselben Gegenstandes, welche ehemals in Vater Ambrosius Einsiedelei den Grund zu ihrer Bekanntschaft gelegt hatte. Jeronymo betrachtete das Gemälde ebenfalls mit lebhaftem Interesse. Er schien es schon genauer zu kennen, und

der Graf ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihm die einzelnen Schönheiten des Bildes und zugleich seine eigne Bekanntschaft mit den feinem Künsten des Malers aus einander zu setzen. Jeronymo war ein aufmerksamer Zuhörer, und dieses sowohl, als seine Aeußerungen über Gegenstände der Kunst und der Natur, erwarben ihm bald die Gunst des Grafen, besonders da er hörte, daß Jeronymo außer der Malerei noch die Arzneiwissenschaft erlernt habe, und diese nicht eben methodisch, sondern nach Art der Aerzte alter Zeit, als eine göttliche Kunst studiere und ausübe. Er mußte dem Grafen versprechen, einige Zeit in seinem Schlosse zu bleiben, und keine fremde Arbeit zu übernehmen.

Der Graf hätte sich noch nicht von seinen Lieblingsgegenständen losmachen können, war ihm nicht der Fremde angemeldet worden, dessen Besuch er erwartete. Er erins

uerte Jeronymo nochmals an sein Versprechen, in dem Schlosse zu bleiben, und verließ die Gesellschaft, um den Fremden anzunehmen.

Jeronymo mußte nun Fioren seine Zeichnungen vorzeigen, und diese hatte ihn bald so tief in Gespräche über seine Kunst verwickelt, daß Antonio, ohne vermißt zu werden, Zeit gewann, nach der geliebten Ottilie zu sehen. Sie kniete betend vor einem Heiligenbilde; als Antonio eintrat, erhob sie sich, und kam ihm still weinend entgegen.

Wie wird das enden, Antonio! — seufzte sie, indem sie ihn mit Thränen umarmte.

Wie es immer wolle — antwortete er. — Hast du vergessen, wie die Stimme an jenem Abend zu uns sang?

Die Stimme hat mich verführt! — sagte Ottilie schmerzlich. — Meine Liebe schien mir vor den schützenden Geistern gerechtfertigt.

Und ist sie es nicht? — erwiderte An-

tonio. — Erschien uns nicht schon der Ketter aus der Gruft? Verzage nicht, Ottilie! Schwurst du nicht an jenem Abend Liebe, Beständigkeit und Vertrauen?

Ottilie war durch den heftigen Sturm ihrer Gefühle zu weich geworden, als daß sie den Bitten des Geliebten hätte widerstehen können. Sie wiederholten ihre Eide; aber wie eine Träumende hing Ottilie in Antonio's Arm. Sie war zu ermattet, um ihm zu folgen: wie hätte er die Geliebte jetzt verlassen können! Er verschwendete alle Liebkosungen, um sie aufzuheitern; aber sie erwiderte seine Küsse nur in halber Betäubung. So bemerkten sie nicht, wie die Zeit eilte, bis das Rollen eines Wagens über den Schloßhof sie an die Abreise des Fremden erinnerte. Antonio umarmte Ottilien inniger und feuriger als jemals, nannte sie seine Schwester, seine Geliebte, seine Gat-

tin. Da lächelte sie wieder, und bereitete sich, ihm bald zu folgen.

Der Graf war bei der Mahlzeit äußerst zerstreut. Man versuchte alle Mittel der Unterhaltung; am Ende weniger, um ihn auf bessere Laune zu bringen, als um zu verbessern, daß man üble Laune an ihm bemerkte.

Ich danke Ihnen — sagte er endlich selbst — für Ihre Schonung. Aber was soll ich Sie quälen? ich will es lieber gestehn, daß verdrüßliche Dinge mich heute um so mehr für jede Gesellschaft untauglich machen, da sie einige Nachsichungen in Papieren verursachen, die meine Aufmerksamkeit von allem andern abziehen. Der Aufseher meines Archivs hat sich Unordnungen zu Schulden kommen lassen, die mir nun selbst eine höchst beschwerliche Revision nöthig machen. Ich will sie keinen Augenblick verschieben, und wer Übung im Lesen alter Schriften hat,

und mir beistehen wollte, würde mich sehr verbinden.

Antonio und sein Freund boten ihre Hülfe an, und nach aufgehobener Tafel begaben sie sich mit dem Grafen in das Archiv.

Ottilie verschwendete indessen alle Zärtlichkeit gegen ihre Schwester. An die Rückkehr in das Kloster dachte sie nicht mehr. Fiora malte ihr die Zukunft mit den schönsten Farben, rühmte ihr Antonio's Theilnahme an ihrem Schicksal, und gab ihr die heiligsten Versicherungen, daß weder sie, noch Antonio, etwas unterlassen würden, sie vom Zwange des Klosters zu befreien. Oft, wenn Fiora von Ottiliens Befreiung mit der ruhigsten Sicherheit sprach, war diese wieder entschlossen, der Schwester ihr Geheimniß zu enthüllen; aber immer wußte Fiora schonend oder neckend das Gespräch zu wenden, so daß Ottilie sich selbst beinahe für zu sehr Kind hielt, als daß die Geheim-

nisse ihres Herzens für die erwachsenere Schwester von Wichtigkeit seyn könnten.

Erst spät am Abend kam der Graf mit seinen beiden Gehülfen aus dem Archiv zurück. Er selbst war unzufrieden, daß die gesuchten Urkunden noch nicht aufgefunden waren; doch ließ er sich durch die Aussicht auf die große Anzahl der noch undurchsuchten Papiere beruhigen, nebenbei erheiterte ihn auch die neuhergestellte Ordnung in dem Archiv, und die Auffindung einiger andrer, für verloren gehaltener Pergamente.

Ich begreife nun — sagte er — wie sich zu den verdrüßlichsten Arbeiten Menschen finden. Nichts ist so unangenehm, das nicht einige Belohnung geben, und selbst anziehend werden müßte, wenn man es nur mit Eifer angreift. Selbst unserm Aufzug in den alten, den Staub gewohnten Kleidern, läßt sich ein leidliches Bild abgewinnen. Wir gleichen travestirten Siebenschläfern, die aus

der finstern Bergkluft. In verjährtem Kostum, statt alter Münzen mit alten Pergamenten, ans Tageslicht stetgen; und so geben wir ein komisches Gegenstück zu dem Bilde der Heiligen, welches in meiner Gallerie Ihren Beifall erhielt.

Die Geschichte dieser Heiligen ist mir immer unendlich anziehend gewesen — sagte Ottilie. — Es ist gewiß ein großer, erhebender Gedanke, die Leiden und den Druck ganzer Jahrhunderte zu verschlummern, wie den Kummer einer trüben Nacht, und dann beim Erwachen den neuen Morgen eines bessern Tages über ein ganzes Menschengeschlecht aufgegangen zu finden.

Schade nur — versetzte der Graf — daß diese schöne Ansicht zu fern von der Wirklichkeit liegt. Denn so wenig ich auch in Glaubenssachen zu grübeln pflege, so muß ich doch gestehn, dieses Wunder ist mir etwas zu wunderbar.



Ob diese Erhaltung der Heiligen — entgegnete Jeronymo — durch ein Wunder bewirkt worden sey, wage ich nicht gegen die Lehre der Kirche zu bezweifeln. Daß sie aber auch ohne Wunder könne statt gefunden haben, dünkt mich unläugbar. In sofern muß ich Ihnen widersprechen, wenn Sie das Natürliche als Wunder für unglaublich halten.

Sie scherzen — rief der Graf — ohne Wunder war' eine solche Erhaltung möglich?

Allerdings — wiederholte Jeronymo — es kann Ihnen, wie das oft der Fall ist, nur so lange wunderbar vorkommen, als Sie sich auf Ihre eignen Kenntnisse von der Natur nicht besinnen.

Alle drangen nun in Jeronymo, daß er sich deutlicher hierüber erklären solle.

Vergessen Sie nicht — hob er an — daß ich nicht das Wunder läugne; ich behauptete nur, das Ereigniß selbst habe sich eben auch ohne Wunder zutragen können.

So läugnet z. B. der Theoretiker nicht, daß ein Kunstwerk aus Genialität herstamme, wenn er auch berechnen kann, welche Gesetze der Harmonie, des Rhythmus, der Raumsverhältnisse und ähnlicher Dinge ihm zum Grunde liegen. Das Wunder selbst verletzt die Naturgesetze nicht, es greift nur unsrer Kenntniß davon — vielleicht in das Unendliche vor, wie etwa das wahre Genie der wissenschaftlichen Untersuchung.

Sie schweifen in ein fremdes Gebiet — sagte der Graf.

Ich bin bei der Sache. — versetzte Jeronymo. — Unsere Frage ist doch diese: ob eine Unterbrechung des Lebens, auf einige Zeit, sich nach bekannten Gesetzen der Natur denken lasse? — Ich kann Ihnen, als zunächst liegendes Beispiel, den Scheintod anführen; ein in unsern Zeiten sehr oft erwähntes Phänomen.

Das ist Etwas — erwiderte der Graf — allein die Dauer des Scheintodes ist gewöhnlich zu kurz, um Ihren Satz vollkommen zu beweisen.

Wenn der Scheintod nur länger anhält — fuhr Jeronimo fort — als ein völlig lebloser Körper der Zerstörung widerstehn, oder ein lebender der Nahrung entbehren kann, so wäre die längere oder kürzere Dauer dieses Zustandes wol gleichgültig. Was sagen Sie aber zu dem Winterschlaf der Thiere? Hier treffen wir doch die Siebenschläfer sogar dem Namen nach wieder an. Und erinnern Sie sich nicht an die Fähigkeit einiger Thierarten, Jahrhunderte lang in Steinen, Klüften und Höhlen eingeschlossen, ohne Luft und Nahrung zu leben? ja sogar an die Natur der ganz niedern Thierklassen, deren Leben der Naturforscher bei seinen Versuchen nach Willkühr erweckt und einschläfert, um ihre Reviviscenz zu beweisen?

Sie beschränken dieses selbst auf die niedern Klassen → wendete der Graf ein.

Das Gesetz gilt durch die ganze Natur, — versetzte Jeronymo. — In den höhern Klassen ist freilich das kräftigere Leben schwerer zu fesseln, als in den niedern, wo es oft nur dann erst als Leben erscheint, wenn die Kunst die Fesseln der Natur gelbset hat. Und dieses ist eben das Geheimniß, das Freie zu binden, ohne es zu tödten, und das Gebundene zu erlösen, ohne es zu zerstören.

Hier fragt es sich nun eben — sagte der Graf zweifelnd — ob dieses Fesseln und Lösen nicht mehr sey, als ein Werk natürlicher Kräfte.

Wenn nun die Natur selbst dieses Werk nicht nur vollbrächte, sondern auch ihre Operationen dabel, jeden, der sie zu fragen versteht, deutlich lehrte? — erwiderte Jeronymo. — Sie wissen, daß die Winterschläfer sich vor ihrem Schläfe auf das sorgfältigste

von allem nährenden Stoffe in ihrem Körper befreien, und daß auf der andern Seite Thiere, welche lange ohne Nahrung zubringen können, wenig athmen. Was bei den Thieren der Instinkt, wie wir das Unerkannte nennen, vollbringt, daß nämlich Athmen und Ernährtwerden zugleich sich hemme, das bewirkt bei dem Menschen die Kunst. Schon vom Epimenides erzählt die Geschichte, daß er sieben und funfzig Jahre einen ähnlichen Schlaf in einer Höhle zu Kreta schlummerte, wie unsre sieben Heiligen in ihrem Berge.

Sie machen mir bange, — sagte Ottile. — So könnte vielleicht mancher Bewohner der Särge noch in dieser Welt seine Auferstehung hoffen?

Es ist nicht unmöglich — erwiderte Jeronymo. — In jenen frühern Zeiten, als die Kunst noch nicht der leeren Methode gewichen war, verbarg sich vielleicht mancher für bessere Jahrhunderte unter friedlichen

Todten. Aber oft starb mit den Meistern die Kunst, und mancher, den verborgen vormals die Hand eines Freundes zur Ruhe-  
stelle führte, wartet nun vergebens in dieser Welt auf die weckende Stimme.

Lassen Sie uns abbrechen, — sagte Fi-  
ora — mir wird bange, als wär ich unter  
den Todten, und sah sie peynlich auf die Er-  
lösung harren, und verzweifeln, daß sie das  
Weltgericht aus den Gräbern rufen wird,  
ehe sie der Tod berührt hatte.

Das Geheimniß ist noch nicht verloren  
— fuhr Jeronymo fort. — Viele werden  
noch aus den Gräbten im irdischen Leibe her-  
vorgehn, ehe die Posaune zum Gericht ruft.  
Manches wird ans Licht kommen, wenn die  
lebenden Todten erscheinen, ehe noch das  
Licht des letzten Tages alles Verborgene er-  
leuchtet!

Was ist dir, Jeronymo? — rief An-

tonio. — Du sprichst feierlich, wie ein Prophet!

Erstaunen Sie nicht — versetzte Jeronimo. — Die alten Meister meiner Kunst haben vieles in ihren Schriften hinterlassen, was mich zu solchen Erwartungen berechtigt. Ob sie jemals erfüllt werden, ob nicht vielleicht manche jener Andeutungen nur Uebertreibung eines feurigen Gemüths war — wer mag das entscheiden? Aber die Aufmerksamkeit solchen Winken zu verschließen, wäre strafbare Trägheit. Jeder muß zu leisten suchen, wozu ihn seine Verhältnisse auffordern. Es ist besser, zu viel hoffen, als in tragem Unglauben, oder im Wahn vornehmer Aufklärung, zu wenig unternehmen.

Sie werden mir mit jeder Stunde theurer, — sagte der Graf und faßte freundschaftlich Jeronimo's Hand. — Aber lassen Sie uns Abends nicht von so ernstern, feierlichen Dingen sprechen. Sehn Sie nur die  
Wäd:

Mädchen, wie sie sich fürchtſam umfaßt halten. So machen es die Weiber! Von Furcht und Bängigkeit flüchten ſie in Umarmungen.

Feronymo lächelte, küßte Fioren die Hand und verſprach, den Graf am andern Morgen wieder in das Archiv zu begleiten, und ſodann das, im Schloß ihm ſchon angewieſene, Zimmer zu beziehen.

Weit verdrüßlicher, als geſtern, kam der Graf heute aus dem Archiv zurück. Alle Schriften waren durchſucht und mit ängſtlicher Genauigkeit durchblättert, aber die verlangte Urkunde war nicht zu finden. „Die Hälfte meiner Beſitzungen wollte ich um dieſes Blatt geben“ — rufte der Graf in höchſter Bewegung aus. — „Mein ganzes Vermögen“ — rief er nochmals, — und kaum konnte ihn das Verſprechen einer nochmaligen Durchgehung jedes einzelnen Blattes etwas beruhigen. Das ganze Haus war in ängſtlicher Erwartung und erſchöpfte ſich in



Vermuthungen, welches Document das seyn müsse, das mehr werth wär, als alle Besitzungen des Grafen. Endlich mußte er sich selbst zur Entdeckung des Geheimnisses entschließen; denn der Schreck über den Verlust hatte ihn so erschüttert, daß er unfähig war, die Revision des Archivs noch einmal selbst zu übernehmen.

Mein einziger Sohn — sprach er — starb in früher Jugend. Durch diesen Tod, mit dem meine männliche Nachkommenschaft vernichtet war, glaubte meines Bruders Sohn ein Erbfolge-Recht auf meine Herrschaft zu erhalten, und war so dreist, dieses vermeintliche Recht schon bei meinem Leben gegen mich geltend zu machen. Ich hatte die Beweismittel; daß auch Töchter meine Besitzungen erben können, in den Händen, und mein Vetter verlor den Prozeß. Aufgebracht darüber, verband er sich nun mit einigen entfernten Verwandten zu einem neuen

Streift gegen mich, den ich noch geringer achtete, weil mein Recht ganz ohne allen Zweifel schien. Bestern aber verlangt ein Fremder, der sich als Commissarius legitimirt, von mir die Vorzeigung eines Original-Documente, auf welchem nicht allein mein Vermögen, sondern mein Stand, meine Ehre, und Alles beruht. — Daß ich es vergebens suche, wissen Sie selbst. Was es enthalten solle, urtheilen Sie aus Folgendem: Mein Urahn Hippolyt vermählte sich mit der Gräfin Solante; vielleicht weniger durch Liebe, als durch Familien-Convenienz bewogen. Am Hochzeitstage sah er ihre Schwester Ottilie; und entbrannte für sie in der heftigsten Liebe.

Ottilie hieß die Schwester? — fragte Ottilie selbst etwas erschrocken.

So hieß sie; — antwortete der Graf — Du hast keinen glücklichen Namen!

Ottilie erblaßte. Der Graf fuhr fort.

Sie erwiderte seine Liebe nicht mit minder heftiger Gluth. Dieses scheinen wenigstens Briefe zu verrathen, die sich wirklich noch in meinem Archive befinden, und uns entzücken würden, wären die Folgen jener Liebe nicht so traurig für uns späte Nachkommen. Ottilie war für Hippolyt verloren; denn hätte auch das Sacrament der Ehe gelöst werden können, so war doch Ottilie durch ein unlöshares, heiliges Gelübde dem Kloster verbunden. Gleichwohl fanden sie Mittel, sich im Geheimen zu sehn, und man entdeckte im Kloster die Folgen von Ottiliens Liebe. Sie floh Hippolyt, und Solante begleitete sie auf sein Verlangen zu einem frommen Eremiten, um sie dort zu verbergen. Aber Solante's erschöpfter Körper mochte die Beschwerden der Reise nicht ertragen, und sie starb, als sie in der Hütte des Einsiedlers einen Sohn geboren hatte. Diesen brachte auch der Eremit mit

dem Leichnam Jolante's auf Hippolyt's Schloß. Otkitte war, wie er berichtete, ihrer Schwester bald nachgefolgt. Der Kummer hatte sie getödtet, ehe sie gebären konnte, und der fromme Mönch hatte ihren Körper in einem nahen Kloster beigesetzt. Hippolyt ertrug diesen Schmerz nicht; er stürzte sich in den Krieg und fand verzweifelt in der ersten Schlacht seinen Tod. Er liegt begraben, wo er gefallen war, und ein steinernes Kreuz ist sein Monument. Niemand zweifelte nun jemals, daß jenes Kind, von welchem ich abstamme, Hippolyt's rechtmäßiger Sohn von Jolante war: jetzt aber hat mein Vetter wahrscheinlich zu machen gesucht, daß nicht Jolante, sondern Otkitte jenes Kind geboren habe. Man legt mir unläugbare Beweise vor, daß jenes Kloster bei der Aufnahme des Leichnams sich zur Erziehung des verlassenen Kindes erbot, welches der Einsiedler aber dem Kloster

nicht habe überlassen wollen, weil er es, wie er vorgegeben, dem Vater selbst überantworten müsse. Mein Stamm wird also für unächt, und der Stamm von Hippolyt's Bruder für den einzig ächten erkannt, wenn ich nicht das Bekenntniß des Eremiten über Solante's Entbindung vorzeigen kann. Dieses suche ich nun vergebens, und vielleicht ist es schon durch Treulosigkeit in die Hände meiner Feinde gerathen!

Antonio versprach mit seinem Freunde alle Sorgfalt anzuwenden, um dieses wichtige Document noch aufzufinden. Jeronymo fragte nach der Wohnung jenes Einsiedlers und nach seinem Namen; aber der Graf wußte über dieses alles keine bestimmte Auskunft zu geben; denn Hippolyt war, nach dem Bericht des Kapellans, der sich in dem Archiv fand, in einer Fehde begriffen gewesen, als der Einsiedler mit dem Leichnam und dem Kinde auf dem Schloß ankam, und

hatte, ohne seinen Erben zu sehen, den Tod im Streite gefunden.

Auf Ottilien hatte die Erzählung des Grafen den tiefsten Eindruck gemacht. Sie sah in der Geschichte jener Ottilie das Vorbild ihrer Liebe und ihres Unglücks. Sie empfand den furchterlichen Fluch der Schuld, die den Schuldigen überlebt, und mit seinem Tode nicht abgehülft, noch späte Geschlechter strafend verheert. Antonio bemerkte ihre Bewegung und suchte sie zu beruhigen, indem er seine eigne Empfindung nur mit Anstrengung verbergen konnte. Fiotta selbst bat ihn, die Schwester zu erheitern und führte beide nach dem Garten. Hier ging sie von ihnen, um ihren Vater in seiner trüben Stimmung, wie sie sagte, nicht ohne Gesellschaft zu lassen.

Antonio versuchte lange alles vergessens, um Ottiliens Traurigkeit zu verschweigen. Die schönen Plätze, welche Zeu-

gen ihrer erwachenden Liebe gewesen waren, erfüllten sie mit Entsetzen und sie floh vor ihnen, wie vor Mitschuldigen ihrer sündigen Liebe. Sie suchte die wildesten Schatten, welche sie noch gestern furchtsam gescheut hatte; denn im Gefühl eines Unglücks und einer Schuld, welche diese Welt nicht zu lösen vermochte, sehnte sie sich nach Durchbrechung dieser Schranken, und blickte verlaugend in das grauenvolle Dunkel, ob kein Wesen einer fremden Welt, vermittelnd oder zerstörend, zwischen sie und ihr Unglück treten wollte. Antonio fürchtete von ihrer wild aufgeregten Phantasie; er berührte leise jene Erscheinung des stillen Kindes, die so günstig für ihre Liebe sich bewies; aber Ottavio war taub für seinen Trost. Nein, — rief sie, — nein! Unglück nur verkündigte allezeit die Erscheinung! sie weissagte den Fall meines Hauses, und meine frevelhafte Deutung führte meinen eignen Fall mit herbei!

Indem sie noch, die Hände ringend, starb zu Boden blickte, schwebte leise die Melodie zu ihnen heran, die sie vor wenig Tagen auf dem Meere vernahmen; sie erklang dreimal, und verhallte dann still in die Luft.

Erkennst du die Stimme unsers Beschützers? — sagte Antonio. — Er umschwebt uns, und mahnt dich an deinen Eid, Ottilie! Liebe, Beständigkeit und Vertrauen. Vergiß es nicht:

    wen die Lieb' umfaßt, dem winket  
    aus den Wellen noch das Glück!

Ottiliens wilder Schmerz war, während die Töne klangen, in mildere Wehmuth aufgelöst. Sie umarmte Antonio. Liebe, Beständigkeit, Vertrauen! sagte sie, mit stillem Lächeln zum Himmel ausblickend, und ließ sich ruhig von ihm in das Schloß zurückbegleiten.

Hier fanden sie den Grafen bei Flora und Jeronymo, gegen welchen er nicht



aufhören konnte, sich in die verbindlichsten Dankfagungen zu ergießen. Der Fremde hatte sich wieder eingestellt und auf die Vorlegung des verlangten Documents gedrungen. In der Bestürzung hatte der Graf beinahe die vergeblichen Nachsuchungen verrathen; aber Jeronymo hatte schnell das Wort genommen, und den Fremden versichert, der Graf habe sich gestern, als er unvorsichtig in das kalte Gewölbe des Archivs gestiegen, einen heftigen Zufall zugezogen, und er könne, als dessen Hausarzt, durchaus nicht gestatten, daß er sich von neuem aussetze. Das Auffuchen des Documents werde also Anstand haben müssen, bis man ohne Gefahr für die Gesundheit es unternehmen könne. Der Fremde hatte zwar dagegen Zweifel erregen wollen, und war heftig geworden; aber Jeronymo hatte mit bedeutendem Blick und festem Ton ihn erinnert: er möge doch, wenn ihn der Stand des Gra-

fen nicht in den geziemenden Schranken des Wohlstandes halten könnte, wenigstens die ihm bekannten Folgen des Affekts bedenken. Bei diesen Worten war der Fremde auf einmal gelassen geworden, und hatte sogar dem Grafen unaufgefordert drei Monate Zeit zum bequemern Auffuchen der Urkunde gestattet. Dabei war er in die äußerste Verlegenheit gerathen, hatte heftig gezittert, und am Ende vor Aengstlichkeit kaum mehr zu sprechen vermocht. Jeronymo aber hatte sein angebliches Amt als Hausarzt des Grafen verwaltet, und den Fremden in wenig Minuten wieder hergestellt, der sich nun sehr bald mit Bezeugung der größten Achtung für Jeronymo entfernt hatte.

Ottiliens Vertrauen war durch diese günstige Wendung mächtig gestärkt. Jene Melodien hatten ihr nicht, gleich frohen Ahnungen, ein Glück verkündigt, dessen Blüthe noch unentwickelt in der Zukunft lag:

sie schienen vielmehr geistige Boten eines schon erschienenen Glückes, die, gleich Düften einer schon aufgeblühten Blume, aus der Ferne sie anwehten. Sie war heitrer, als jemals, und schmiegte sich Glückwünschend an ihren Vater, der, in dem schnellen Uebergang von der Verzweiflung zu einer fast sichern Hoffnung, sich den lebhaftesten Aeußerungen seiner Freude überließ.

Singe mir — sprach er endlich zu Fiora, als er sich von der Gewalt der Freude erschöpft fühlte — Singe mir noch einmal das Lied, das mir so wohlgefiel, von der Hoffnung.

Fiora nahm ihre Chitarre und sang:

Laß die Hoffnung nicht entweichen,  
Nimmer ist die Hülfe fern;  
Schnelle Rettung kann sich zeigen,  
Von dem Himmel kann sie steigen,  
Denn die Götter helfen gern.

Freude winkt dir aus den Hainen;  
Liebe lispelt dir die Luft.  
Laß das Klagen, laß das Weinen!  
Will dir nirgends Trost erscheinen,  
Raht ein Retter aus der Gruft.

Und wenn jede Hoffnung sinket,  
Fasse noch den Augenblick!  
Ob kein Stern dem Schiffer blinket;  
Wen die Lieb' umfaßt, dem winket  
Aus den Wellen noch das Glück.

Ottilie horchte beim Anfange des Liedes schon befremdet auf die, ihr bekannte, Melodie; bei dem Schlusse des zweiten Verses konnte sie kaum ihre heftige Bewegung zurückhalten. Auch Antonio erblaßte. Während des letzten Verses war Ottilie fast in todtengleicher Erstarrung.

Woher hast du das Lied? — fragte sie Fioren mit bebender Stimme, als sie sich etwas gefaßt hatte.

Jeronymo hat es mir gegeben — sagte Flora gleichgültig — kennst du es auch?

O; daß ich es nicht konnte! — seufzte Ottilie, und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. Still setzte sie sich in den dunkelsten Winkel des Saales: ihr schönster Glaube war durch die Wirklichkeit zerstört. Antonio suchte die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken, und stimmte, um sein eignes Gefühl zu verbergen, lebhaft in Jeronymo's Lob ein.

Die Sicherheit, mit welcher dieser dem Commissar die bedeutenden Worte gesagt hatte, und der erwartete Erfolg davon, erhöhet die Meinung von seiner tiefen Kenntniß der verborgensten Dinge, und der Graf schien sogar in der Person des Fremden einen, durch geheime Unthaten ausgezeichneten, Menschen zu vermuthen:

Sie irren — sagte Jeronymo. — Dieser Mensch ist an sich ganz unbedeutend;

darum sucht er sich, wie alle Leute seiner Art, bedeutend zu machen; sobald ihn sein Amt mit Personen zusammenführt, welche in jeder anderen Rücksicht weit über ihm sind.

Wie konnten ihn aber Ihre Worte so erschüttern? — fragte der Graf.

Ich bemerkte; — antwortete Jeronymo, — an seinen Blicken und Bewegungen die Zeichen nahender heftiger Zufälle; welchen er, seinem Ansehn, nach oft ausgesetzt zu seyn scheint. Da warnte ich ihn denn schnell, theils um ihn durch Ueberlegenheit außer Fassung zu setzen; theils um Ihnen selbst den unangenehmen Anblick zu entziehen.

Und Alles war auf so einfache, natürliche Art geschehen? — seufzte Ottilie; hoffnunglos zum Himmel blickend:

Sind Sie mit der Wirkung weniger zufrieden, — antwortete Jeronymo, — weil Ihr Grund natürlich war? Nicht die Sache; die Zeit, der Ort, die Verhältnisse bilden das

Uebernatürliche in der Begebenheit, denn die Natur dient dem höhern Willen. Sie ist das Saitenspiel, dessen Tönen die Hand des Meisters Harmonie giebt. Eine tröstende oder rathende Stimme in Gefahr ist die Stimme Ihres Genius, wenn sie auch in der Wirklichkeit nichts war, als der Widerhall des Felsen, der Ruf eines Hirten, oder ferner Gesang, den der Wind Ihnen zu wehte.

Ottillie schweig. Das Wunder war aus ihrer Phantasie verschwunden, aber der Trost, welchen es ihr gegeben hatte, kehrte durch Jeronymo's Wort in ihr Herz zurück.

Der gestattete Aufschub hatte indessen auf einmal die Furcht vermindert, und die Gefahr selbst erschien durch die Ferne, in welche sie gerückt war, um vieles verkleinert. Der Graf beschloß, die nächsten Tage bloß der Freude zu widmen, und das Suchen der  
Ur:

Urkunde auf einige Zeit einzustellen. Frohe Feste erfüllten nun wieder Tage und Nächte; selbst Antonio's bedeutendes Erinnern konnte die Unbesorgtheit des Grafen nicht stören, und an einem Abend, als das Schloß von Jubel widerhallte, erklärte er laut bei der Tafel, morgen solle das Vermählungsfest seiner Tochter gefeiert werden. Alles jubelte laut auf. Kanonen donnerten, Pauken wirbelten, Gläser erklangen und alle Instrumente rauschten mächtig in den Jubel. Da erhob sich der Graf — heute noch! rief er freudetrunken; wer wehrt es uns denn, das Glück der Zukunft gleich zu entreißen? Er faßte Flora's und Antonio's Hände, um sie in einander zu legen, aber plötzlich sank Ottilie mit einem lauten Schrei unfern von ihm ohnmächtig zu Boden. Der Graf blickte erschrocken nach ihr, da stand das Kind neben der Ohnmächtigen, schritt stumm durch die von Erstaunen gefesselten Gäste, und



war verschwunden, ehe ihnen noch so viel Besonnenheit zurückgekehrt war, um der Erscheinung nachzublicken.

Ottillie erholte sich bald durch die Hülfe des herbeieilenden Jeronymo. Die gestörte Gesellschaft ging zeitig aus einander, ohne sich den Vorfall enträthseln zu können. Der Graf war dieses Mal am tiefsten erschüttert; denn er befürchtete ein neues Unglück, und klagte seine Sorglosigkeit als die Ursache an, daß sein Schicksal ihm vielleicht einen neuen Beweis seiner Uebermacht geben werde. Er beschloß sogleich, alle Festlichkeiten einzustellen, und nicht eher wieder der Freude sich zu überlassen, bis die entscheidende Urkunde gefunden seyn werde.

Die Erscheinung hatte ihn nicht betrogen. Am andern Morgen brachte ein Bote einen Brief von Antonio's Vater. Der Marchese verlangte die Vermählung seines Sohnes mit Fioren aufgeschoben, bis der

Graf seine rechtmäßige Abstammung aus dem alten gräflichen Stammhause würde außer Zweifel gesetzt haben. Es sey, setzte er hinzu, nicht sowohl Rücksicht auf das wegfallende Vermögen seiner künftigen Schwiegertochter, sondern die Nothwendigkeit, seinen Sohn mit einem alten Geschlecht verbunden zu wissen, die Ursache seiner Bitte. Auch zweifle er nicht, daß es dem Grafen gelingen werde, jeden scheinbaren Flecken in dem Stammbaume seines Hauses zu vertilgen.

Der Graf war außer sich über diesen Schimpf. Kaum konnte er es über sich gewinnen, den äußern Anstand nicht zu beleidigen, als er Antonio'n den Willen seines Vaters bekannt machte. Im Gefühl der erlittenen Beleidigung, hörte er nicht auf Antonio's Versicherungen. Er verbot Fioren heftig, ferner an eine Verbindung mit dem Marchese zu denken, und verbarg diesem

nicht, daß unter diesen veränderten Verhältnissen seine Gegenwart im Schlosse dem Rufe seiner Tochter nachtheilig seyn würde. Umsonst suchte Jeronymo, ihn zu besänftigen; der Graf versicherte auch ihm, daß er seine Freiheit zu reisen nicht länger beschränken wolle, und noch an demselben Tage verließ Antonio mit seinem Freunde das Schloß.

Antonio wollte verzweifeln, aber der hellblickende Jeronymo sah die bald erfolgende Neue des Grafen voraus. Ihm war die Unmöglichkeit, jene Urkunde im Archive aufzufinden, bei dem ersten Suchen nicht entgangen, und er hatte bloß, um dem Grafen nicht auf einmal alle Hoffnung zu benehmen, zum wiederholten Suchen gerathen. Jetzt bereitete er sich zu einer Reise nach Afrika, von welcher er in wenig Monaten zurückzukehren hoffte; unterdessen wollte Antonio in der Gegend umherschweifen, um

vielleicht unbemerkt der Geliebten sich nähern zu können.

Als sie am Abend vor der Trennung die nöthigen Verabredungen wegen ihrer Angelegenheiten genommen hatten, und eben die Mitternachtsstunde anfing zu schlagen, hob Jeronymo sein Glas. Auf froheres Wiedersehen! — rief er dem bewegten Antonio zu. Das geben die Heiligen! — antwortete dieser wehmüthig, und indem er zitternd sein Glas erhob, zerklirrte es ihm in der Hand, das scharfe Glas verwundete ihn, und der Wein, den er zu dem Munde brachte, war von seinem Blute geröthet.

— Unglückliche Zeichen verfolgen mich! — rief er bestürzt. — Als ich heute, in meinen Papieren suchend, einen theuren Brief zu eröffnen glaube, und das geliebte Blatt an meinen Mund drücke, da berührt die schwarze Blume der Gruft meine Lippen — jetzt bricht der Becher des Wiedersehns in meiner Hand,

und ich trinke mein Blut in dem Wein. Wir  
seh'n uns nicht wieder, Jeronymo.

Du zittertest beim Anstoßen — sagte  
Jeronymo. — Aber was hast du mit der  
Blume der Gruft in dem Briefe?

Antonio erzählte nun, wie ihm ein  
Knabe eine Rose gereicht habe, als er am  
Abend seiner Verlobung gedankenlos in dem  
Garten umhergeschweift; daß er die Rose  
noch am Abend Floren gegeben, aber am  
andern Morgen mit Schauern gesehn habe,  
daß die Rose schwarz sey. Nach Allem, was  
er dabei gehört habe, müsse er als gewiß  
annehmen, niemand sey der Geber dieser Rose  
gewesen, als das stille Kind, der Bewohner  
des Grabes, dessen Erscheinung allezeit Un-  
glück und Tod bedeute.

Jeronymo hatte mit immer steigender  
Spannung Antonio's Erzählung angehört.  
— Warum entdeckst du mir dieses erst jetzt?  
rief er etwas unwillig — und verlangte die

Rose zu sehn. Antonio zeigte sie ihm nicht ohne Grauen. Jeronymo drückte sie als ein unschätzbares Kleinod an seine Lippen. Dein Glas hat nicht gelogen, — rief er, indem er Antonio heftig umarmte, — das Wiedersehn ist für uns verloren, denn — nun trennen wir uns nicht! das Ziel meiner Reise ist gefunden!

Der staunende Antonio bat um Erklärung; aber Jeronymo erwiderte, die Zeit selbst werde alles am besten aufklären. Die Rose, fuhr er fort, überlaß mir: in meinen Händen allein kann die schwarze Blume der Trauer zur Blume der Liebe für dich werden.

Ich glaube an deine Freundschaft — versetzte Antonio — und an die Macht deiner tiefern Kenntnisse: aber könntest du nicht irren, wo du am sichersten zu seyn glaubst?

Fürchte nichts — antwortete Jeronymo lächelnd — ich erlasse dir das Geständ:

niß. Sey gewiß, die schwarze Rose soll nicht am unrechten Orte sich verwandeln,

Antonio umarmte seinen Freund mit stürmischer Freude, und am andern Morgen sagte Jeronymo seine Reise auf.

Der Graf hatte indessen viel Ursache gefunden, seine Uebereilung zu bereuen. Sein Enthusiasmus, - in welchem er lieber allem entsagen, als diese Beschimpfung seines Hauses ungeahndet lassen wollte, erschien ihm nun als eine wilde Fieberhitze, welche die hohe Kraft des Willens zeigt, während sie durch verkehrte Richtung sie in Zerstörungen verschwendet. Antonio's und noch mehr Jeronymo's Umgang war ihm zum Bedürfniß geworden, und sein weites Schloß schien ihm ohne diese beiden öde und ausgestorben. Der Verdruß über das nirgends zu findende Pergament und das Verstreichen von Tagen und Wochen, unter vergeblichem, und endlich fast ohne Hoffnung unternommenem

Suchen, vermehrte seine Sehnsucht nach Jeronymo, dessen Sicherheit in allem, was er unternahm, des Grafen Zutrauen in so hohem Grade erweckt hatte, daß er selbst das Unmögliche von ihm zu hoffen geneigt war. Oft sann er auf einen Vorwand, nach ihm zu schicken; oft beschloß er sogar, ihm seine Uebereilung zu gestehn: aber immer hielt ihn Stolz und eine Scheu vor dem Anblick des Beleidigten zurück.

Noch mehr wurde sein Verlangen nach Jeronymo geweckt, als seine von ihm innigst geliebte Schwester von einer gefährlichen Krankheit überfallen wurde. Alle Kunst der Aerzte wurde vergebens aufgeboten; vergebens erfüllten alle Bewohner der Gegend, welche die Kranke wie eine Mutter verehrten, Tag und Nacht die Kirchen mit ihrem Gebet; vergebens schickte der Graf nun Boten nach Jeronymo aus: er war nirgends anzutreffen, und niemand wußte sei-



nen Aufenthalt. Endlich eines Tages entdeckte die Kranke ihrem Bruder selbst, das stille Kind sey vor ihr hergegangen, und habe ihr freundlich gewinkt. Traure nicht um mich — setzte sie hinzu. — Ich weiß es, was deine Liebe mir sorgfältig zu verbergen suchte. Die Zeit ist nahe, der Tag ist sogar bestimmt, welcher den Fall unsers Geschlechtes herbeiführt. Die Bosheit hat über das Recht gesiegt. Wohl mir, daß ich diesen Tag zu erleben nicht bestimmt war! Wie könnte ich das Haus meiner Aeltern noch in meinem Alter lebend verlassen, ohne in Schmerz zu vergehn? Waffne dich mit Standhaftigkeit, mein Bruder, wenn das traurige Schicksal herein bricht! — Sie lächelte noch einmal schmerzlich, wollte die Arme nach dem geliebten Bruder ausstrecken; aber eh' sie es vermochte, sank sie entseelt zurück.

Wohl dir! — rief der Graf der Verschiedenen nach. Das doppelte Leiden gab

ihm Fassung. Er veranstaltete ihr Leichenbegängniß selbst, mit einer Ruhe, die niemand in glücklichen Tagen an ihm gewohnt war. Er häufte die traurige Pracht mit einer Verschwendung, als feierte er die Bestattung seines ganzen Hauses. Drei Tage stand die geliebte Leiche in der prächtigen Säulenhalle des Schlosses. Kein Strahl des Tages erleuchtete sie; nur die hohen, um den Sarg dicht gedrängten Kerzen, gossen, wie ein unterirdisches Gestirn, salben Schimmer in die unabsehblichen Säulengänge, an deren Enden die Doppelreihen der Kerzen sich zu berühren schienen. Todtenstille wohnte überall in dem leeren Schloß; denn alles Leben war feierlich still um den Sarg versammelt und betrauerte hier stumm den Sieg des Todes. Tag und Nacht wechselten stündlich die Wächter, mit langen besflochtenen Stäben, an dem Sarge und an den Pforten. Aber in jeder Mitternacht, wenn die Glocken zur

Feler der Todten schauerlich hallten, sah man ein Kind still und langsam aus dem Hintergrunde der Halle durch die Säulen hervordeln. Es verweilte einige Augenblicke am Sarge, und verlor sich dann wieder auf der entgegengesetzten Seite der Halle, hinter den Säulen. Die Wächter wollten es aufhalten, aber es ging eine Nacht wie die andere langsam durch sie hin, und keiner hatte den Muth, seinen stillen Weg zu stören.

Endlich gegen die dritte Mitternacht bewegte sich der lange feierliche Zug durch den weiten Schloßhof nach der alten Familiengruft. Aus der Kapelle tönten ihm die gewaltigen Töne der Orgel in schauervollen Harmonien entgegen, und indem man den Sarg vor dem Hochaltar niedersezte, erhob sich der Todtenmesse ernster Gesang. Trauernde ohne Zahl füllten die weite Kapelle. Leises Nechzen durchzitterte erst die hohen Gewölbe, und bald übertönte das klagende

Stöhnen der Trauernden die Stimmen der Sängers. Endlich als der Chor die Worte anstimmte: *Huic ergo parce Deus!* stürzte alles Volk auf die Kniee, und tausend Stimmen mischten sich, mit Thränen und lautem Wehklagen die Todte preisend, in den heiligen Gesang. Der Graf begleitete den Sarg in die Gruft. Ottilie und Fiora folgten ihm mit den übrigen Verwandten nach, und kaum war man im Stande, die Menge, welche die prachtvolle Feierlichkeit aus allen Gegenden herbeigerufen hatte, vom Eindringen in das Begräbniß abzuhalten.

Der Sarg ruhte nun auf seinem marmornen Lager, und die Gesänge schwebten noch von oben schauerlich zu den Todten hinab. Durch ihre Melodien hallte jetzt der Schlag der mitternächtlichen Stunde. Der Graf schauderte heftig, und kaum vermochte er sich aufrecht zu halten. Mein letzter Tag erscheint — sagte er mit bebender Stim-

me — meine Feinde vertreiben mich heute aus dem väterlichen Erbe, mein letztes Geschäft war in der Gruft, wo ich nicht ruhen werde bei den Meinigen. Heil der Entschlafenen, die den Tag der Trauer nicht sah! O, warum kann ich dir nicht heute noch folgen!

Er sank auf den Sarg, und feierliche Stille herrschte in dem Gewölbe. Niemand wagte, den Hingesunkenen aufzurichten, niemand ein Wort des Trostes zu sprechen.

Zu wem gehört das Kind? — tönte auf einmal eine Stimme durch die Stille, und ein Eremit, der sich unfern von dem Grafen an eine Säule lehnte, zeigte auf ein Kind, das dicht an dem Sarge stand, auf welchen der Graf gesunken war.

Entsetzen bemächtigte sich Aller. Nur der Graf sprach mit gelassenem Tone: Was kannst du mir noch Trauriges verkündigen, Unglücksbote? Ruffst du meine Kinder, das Einzige, was mir von meinem Glücke blieb?

Rufft du mich selbst? O, rufe uns noch heute, daß wir nicht morgen in fremdem Lande um ein Grab betteln müssen.

Das Kind schritt langsam durch die Reihe der Särge; aber, ohne zu verschwinden, lehnte es sich still im Hintergrunde an Eimen aus der schauervollen Reihe.

Hebet die Decke des Sarges! — rief wieder die Stimme des Eremiten, der dem Kinde gefolgt war. Niemand wagte, sich zu nahen.

Hebet die Decke! — rief er nochmals ernst. Der Graf nahte sich erstaunt, die Fackelträger folgten, und alle versammelten sich um den Sarg, an dem das Kind, ohne zu weichen, still ruhete.

Jolante's Körper ruht hier, — sagte der Graf. — O, daß dein stummer Leichnam jetzt für mich zeugen könnte, theure, unglückliche Mutter!

Der Eremit winkte, und die Decke des

Sarges ward gehoben. Kein mörderischer Leichnam erschien. Ein schöner, jugendlicher Körper, Ottiliens liebliches Ebenbild, lag hier in schwarzem Nonnengewande, unberührt von der Zerstückung, als schlummere eine Nonne hier in dem grauensvollen Bette der Süßerinnen. Um sie her in dem Sarge waren schwarze Rosen gestreut. Ottilie erkannte die ihr nicht fremden Blumen der Gruft; sie erkannte schauernd ihr eignes Bild im Sarge, und sank bewußtlos in die Arme ihrer Schwester.

Der Eremit reichte dieser schnell eine Fiоле, um die Ohnmächtige mit einem stärkenden Geist in das Leben zu rufen. Aber Fiorens zitternder Hand entfiel das Glas. Es zerbrach auf dem Marmorboden, und ein heftiger Geruch durchdrang auf einmal die Luft. Doch in wenig Augenblicken war der gewaltsame Dunst verfliegen, und der lieblichste Rosenduft erfüllte das Gewölbe. Die  
schwarz

schwarze Farbe der Rosen, auf welchen die Todte ruhte, verwandelte sich in das schönste Frühlingsroth, und aus den verjüngten Kelchen duftete der aufschwebende Geruch. Die blassen Wangen des Leichnams durchdrang die Farbe des Lebens, die erröthenden Lippen öffneten sich, die Brust athmete empor. Endlich erhob sich die Schlummernde, und als sie die Augen öffnete, und um sich blickte, schien sie allen keine Sargbewohnerin, sondern die Zwillingsschwester Ottiliens.

Ist das Wahrheit oder Traum? — rief der Graf — und faßte sich selbst und die neben ihm Stehenden an, um die Wirklichkeit zu prüfen.

Viel werden aus den Gräbern in irdischem Leibe hervorgehen, — sprach der Eremit — ehe die Posaune zum Gericht ruft.

Jeronymo! Jeronymo! rief Fiora entzückt.

Beckt ihr mich selbst, ehrwürdiger Vater.  
etc. III. [ 7 ]



ter — sprach die Erstandne, und streckte die Arme nach ihm. — Wer sind aber dieje? wo ist Hippolyt?

Ich bin nicht Vater Hieronymus — sagte Jeronymo zu der Erstandenen, indem er den Eremitenmantel abwarf — aber sein Enkel und der Erbe seiner Geheimnisse.

Die Erwachte erhob sich nun ganz aus dem Sarge. Ottilie stürzte schwärmerisch vor ihr nieder. Du bist Ottilie — rief sie — segne deine Tochter!

Ottilie bin ich, — sagte die Erstandne ihr zulächelnd — aber meine Tochter bist du nicht. Ich hatte noch nicht geboren, als mich die Wohnung der Todten aufnahm.

Steh dein Kind, Anastasie — sagte Jeronymo — denn diesen Namen bestimmte dir Hieronymus; sein Geist bewachte dich als schützender Engel, er hat Jahrhunderte lang in der Gruft deine Sünde gebüßt, nun schwebt er auf zu der feligen Wohnung.

Das Kind stand auf dem Sarge. Es zerfloß, während Anastasie vor ihm kniete, in eine himmlische Glorie, und in dem Sarge blühte, als es verschwand, unter den Rosen eine Lilie auf.

Du hast Wort gehalten, frommer Vater, — sagte Anastasie — ich erwache unter Hippolyts Enkeln.

Und du bist nicht Jolante, Hippolyt's Gattin? — fragte der Graf, der sich vom Erstaunen noch nicht sammeln konnte.

Ich bin Otilie — fuhr sie fort — Jolante's Leiche liegt in einem Kloster in Mayland. Mich, die Lebende im Sarge, gelobte mein Erretter in Hippolyts Schloß zu bringen, daß ich nicht unter Fremden einsam erwachte. In meinem Kissen verbürg er ausführliche Nachrichten von Jolante's Ruhestätte, und von der Geburt und Taufe ihres Sohnes Herkules, damit es mir,

wenn ich erwachte, nicht an Beweisen seiner  
Vorsorge gebrähe.

Ein lauter Ruf des Entzückens hallte  
jetzt von den Gewölben zurück, wo noch nie  
andre, als Klageböne erschallt waren.

Haben Sie nun Glauben, Ottilie —  
sagte Jeronymo —

wenn dir nirgends Trost erscheinet,  
naht ein Retter aus der Gruft.

Ottilie blickte ihn dankend an; aber  
sie konnte sich aus Anastasiens Armen  
nicht losreißen. Dem Grafen machte jetzt  
seine Freude mehr Unterstützung nöthig, als  
vorhin sein Schmerz. Er fand in den Nach-  
richten des frommen Vaters Hieronymus  
nicht allein vollkommene Befriedigung und  
Beweiskraft; sie zeigten ihm zugleich, wo  
Jolante's Leichnam wirklich bestattet war,  
und daß der Eremit aus Vorsorge für Ot-  
tilien die Körper der Schwestern vertauscht  
hatte. Er beschloß sogleich, Jolante's Lei-

He mit der größten Feierlichkeit aus jenem Kloster abzuholen, und an der Stelle der Erstandenen in seiner Gruft beizusetzen.

Jeronymo erinnerte nun an die Nothwendigkeit, die Gruft zu verlassen. Der Graf, der im Rausche seiner Freude alles andre und auch den Erwecker der Todten vergessen hatte, wollte ihm jetzt danken; aber die Größe seiner Dankbarkeit fand keinen Ausdruck. Er versuchte zu sprechen, aber er vermochte es nicht. Stumm fiel er Jeronymo in die Arme, und dieser, welcher ihn verstand, erwiderte mit Innigkeit seine Umarmung. Ich werde Sie recht bald um Etwas bitten — sagte er — worauf mein Glück mehr beruht, als das Ihrige auf den gefundenen Documenten. Gewähren Sie mir diese Bitte, so thun Sie mehr, als meine Dankbarkeit jemals erwidern kann.

Sprich! fordre! — rief der Graf in

stohem Ungestüm — fordre, einziger Freund,  
Sohn, Bruder, was du willst!

Ich erinnere Sie bald an dieses Wort  
— sagte Jeronymo — und reichte Fior  
ren den Arm, um sie aus der Gruft zu  
führen.

Alle verließen nun das Grabgewölbe,  
dem sie vor wenig Stunden in Trauer und  
Verzweiflung einen Todten durch die Stille  
der Nacht zuführten. Jetzt, da sie in Freu  
de und Entzücken die Lebende aus der Be  
hausung der Todten führten, glänzte ihnen  
lächelnd der heiterste Morgen entgegen.

Die beiden Oxtilien hatten sich mit  
den Rosen des Grabes, die jetzt schön, wie  
sie selbst, blühten, geschmückt, und schienen  
wie Liebende unzertrennlich. Einer fehlt noch  
in dem Kreise — sagte Jeronymo — als  
man im Schlosse angekommen war.

Ja wohl — antwortete der Graf seuf  
zend — ich errathe, wen Sie meinen.

Er kommt, sobald Sie es wünschen — fuhr Jeronymo fort; dem Vater der Geliebten vergibt man alles.

Wenn Sie ohne solche Rücksicht vergeben könnten, — erwiderte der Graf — so darf ich es ja wol von ihm auch hoffen.

Jeronymo lächelte, und winkte Floren, die sich entfernte, aber bald heiter zurückkehrte. Da ich Sie so bereitwillig finde, sich mit Antonio zu versöhnen, — fuhr er fort, — so hab' ich nicht nöthig, Sie an die versprochene Erfüllung einer Bitte zu mahnen, wenn ich Sie jetzt um Ihre Ottilie für meinen Freund ersuche.

Ottilien? — rief der Graf — Flora wollen Sie sagen.

Ottilien, — wiederholte Jeronymo. Die Ottilien aller Zeiten scheinen der Liebe ihrer Schwestern gefährlich zu seyn.

Der Graf horchte hoch auf. Ottilie entfernte sich erröthend.

— So ist es — fuhr Jerônimo fort. In den sonderbarsten Regungen des Herzens spricht oft das Verhängniß seinen verborgenen Willen aus. Sollten Sie das für bloßen Zufall halten können, was in der Geschichte beider Ottilien durch so wunderbare Ähnlichkeit uns überrascht; was Anastasiens Erweckung mit dem Wohl Ihres Hauses so auffallend sonderbar verbindet?

Ich kann in dem schnellen Wechsel der Dinge noch nicht klar genug sehen — sagte der Graf. — Aber wird Fiora..

Fiora faßte schnell ihres Vaters Hand. Darf ich sprechen, liebster Vater? — sagte sie, und als der Graf es gestattete, fuhr sie erröthend fort: Sie erinnern sich vielleicht noch des jungen Balduin, der als ein Verwandter des Grafen Ruggieri in dessen Schloss erzogen wurde. Ihrer Feindschaft mit jenem Hause ungeachtet, fand ich Balduin's Bekanntschaft, und — ersparen Sie

mir die ausführliche Erzählung — wir liebten uns mit dem Feuer der ersten Liebe, und — mit der Beständigkeit — setzte sie schmelzend hinzu — welche bei Eltern oft so wenig Glauben findet.

Ich will heute keinem Groll in mir Raum geben — sagte der Graf ernsthaft. — Aber sprich, wie war es möglich . . .

Flora warf einen Blick voll Liebe auf Jeronymo. Der Graf bemerkte es. Wie? — fuhr er fort — hätte mein Erretter auch die geheime Liebe meiner Tochter beschützt? Ist dieses, so kenne ich keinen Unwillen mehr gegen Walduin.

O mein Vater — rief Flora — weit mehr als Sie, danke ich diesem Erretter. Er gab mir Trost, wenn ich verzweifeln wollte, er umschwebte mich sichtbar und unsichtbar, wie ein schützender Engel, als ich auf seinen Rath selbst einem Andern meine Hand versprach, und nur das Vertrauen auf die Hets



ligen und auf ihn mich erhielt. Er war in dieser fürchterlichen Nacht mein einziger Trost, und — laut kann ich es jetzt bekennen — er ist mein einzig Geliebter, er ist Balduin!

Fiore hielt ihren Vater bei diesen Worten fest umschlungen. Kennen Sie keinen Unwillen mehr gegen Balduin — sagte dieser zu dem Grafen — und darf Jeronymo für Balduin bitten?

Jeronymo soll nicht bitten, erwiderte der Graf. — Wohl mir, daß ich etwas anders, als Worte, für meinen nie endenden Dank finde.

Mit diesen Worten umarmte er Beide, und führte Fioren zu ihrem Geliebten.

Aber Ottilie? — fragte Balduin bittend.

Ich gestehe — erwiderte der Graf, daß Ottiliens Liebe mich etwas beunruhigt. Sie war dem Kloster bestimmt, ihre Aufnahme wurde durch die Unruhen in meinem

Hause nur aufgeschoben. Ich fürchte, das Kloster giebt seinen Anspruch nicht auf. Doch was meine Verbindungen vermögen . . .

Lassen Sie uns auch hier an der Hoffnung fest halten, — sagte Jeronymo und öffnete eine Thüre, aus welcher Antonia hervortrat. Der Graf ging ihm entgegen. Können Sie meine Uebereilung verzeihn? — redete er ihn an.

Bergessen Sie die Veranlassung — antwortete Antonio; und niemand erwähnte weiter des Vergangnen.

Balduin stellte nun Fioren seinem Freunde als seine Braut vor. Siehst du, Zweifler — sprach er dabei lächelnd — daß deine Trauerblume nicht am unrichtigen Orte für dich zur Blume der Liebe geworden ist?

Antonio erstaunte. Sie lieben Ottilien — redete ihn der Graf an — von meiner Seite finden Sie kein Hinderniß.

Außer sich vor Freuden flog Antonio

zu Anastasien. Meine Ottilie — rief er — wie viel Kummer hast du um mich gehabt! Ich lese ihn auf deinen Wangen, die sich mit sanfterm Roth, als ehemals, färben.

Indem trat Ottilie herein. Sie erkaunte, Antonio in Anastasiens Armen zu sehn. Antonio stand wie versteint, sah bald Anastasien, bald Ottilien an, und fürchtete schon einen neuen Eingriff der fremden Welt in das Glück seiner Liebe. Alle erfreuten sich seiner frohen Verwirrung, und neckten ihn mit einer Wahl zwischen beiden Ottilien.

Wie soll ich wählen — sprach er — beide gleichen sich, als ob das Bild der wahren Ottilie aus dem Spiegel getreten wäre; nur scheint die Eine stiller und sanfter zu blicken, als die Andre. Wählen kann ich nicht, denn, welche es sey, ich will keine, als meine Ottilie! Aber freuen würde es mich, wenn ich keine Zeichen von vorübergegang-

nem Kummer auf den blühenden Wangen der Geliebten finden müßte.

Errathen! Errathen! riefen Alle, und Antonio eilte in die Arme seiner Otilie.

Jedes bemühte sich nun, Antonio'n die Räthsel zu lösen, und man drang in Anastasien, die Geschichte ihrer wunderbaren Erhaltung zu erzählen. Ich bin dazu bereit — sagte sie — doch zuvor wünschte ich selbst die nähern Umstände meines Erwachens zu kennen. Noch ist mir die Welt, die mich umgibt, zu neu, ich finde mich in ihr noch nicht, und selbst die Bilder der Erinnerung zerfließen mir noch in dämmernde Gestalten.

Balduin nahm jetzt das Wort. Der Graf Ruggieri — sprach er — der mich erzog, starb plötzlich, ehe er einige Verordnungen für mein Fortkommen in der Welt machen konnte. Seine Erben nöthigten mich, mit einem geringen Reisegelde das Schloß

zu verlassen, und ich irrte hilflos umher, bis ich auf den Apenninen einen Einsiedler fand, der mich mitleidsvoll aufnahm. Er hieß Ambrosius und ward von den Gebirgsbewohnern wie ein Heiliger verehrt. Die Schwäche seines sehr hohen Alters hatte ihn schon lange einen Gehülfen wünschen lassen. Ich nahm seinen Antrag gern an; aber leicht hielt mich ein kindischer Stolz ab, ihm, dessen Diener ich war, meinen wahren Geschlechtsnamen zu nennen. In seinem Umgange sammelte ich mir manche Kenntnisse, und da ihm meine Aufmerksamkeit gefiel, so unterrichtete er mich endlich sogar in seinen geheimern Kenntnissen von der Natur und ihren wunderbaren Kräften. Oft wenn ich staunend ihm zuhörte, sagte er freundlich: Mein Sohn, was ich weiß, sind nur die ersten Stufen der Wissenschaft. Mein frommer Lehrer Hieronymus hatte ein höheres Ziel erreicht, nach dem ich bei meinem

Alter vergebens strebe. Als nun sein Vertrauen zu mir mit jedem Tage sich vermehrte, schämte ich mich meines kindischen Stolzes, und entdeckte ihm meine wahre Geburt. Er verwies mir erst liebevoll meine Verstellung, dann stand er auf, betete und umarmte mich. Sey mir willkommen, sprach er, du Enkel meines frommen Lehrers Hieronymus! Dabei entdeckte er mir, daß Gaetano Ruggieri, einer meiner Ahnen, nicht, wie man allgemein glaube, gegen die Ungläubigen geblieben sey, sondern in derselben Hütte, welche wir bewohnten, viele Jahre unter dem Namen Hieronymus als Einsiedler zugebracht habe. Noch vor seinem Ende habe er ihm als seinem Nachfolger in der Einsiedlerhütte wichtige Geheimnisse entdeckt, und sey dann mit einer dunkeln Weissagung von einem seiner Enkel, welcher einst seine Geheimnisse erben sollte, verschieden. Ambrosius unterrichtete mich nunmehr auf das

sorgfältigste in seiner Wissenschaft. Besonders lag ihm die Kenntniß am Herzen, welche den Stillstand des Lebens bewirken und aufheben lehrt. Er hatte sie nur unvollkommen sich erworben, und rieth mir, seine Nachforschungen fortzusetzen und zu vollenden. Dabei empfahl er mir vorzüglich eine von Hieronymus dem Schlaf im Sarge übergebene Nonne. Sie ist mit schwarzen Rosen in den Schlummer versenkt — setze er hinzu, — und wo du eine schwarze, schlummernde Rose findest, da forsche nach, und suche die Schlummernde; ihr Hüter hat gerufen, und die Zeit ihres Schlafes ist vollendet. Denn auf des frommen Hieronymus Gebet wird sie im Sarge die Geburt vollenden, und der Geist ihres unschuldigen Kindes wird sie behüten, und körperlich umhergehen, bis sie selbst erwacht ist. Bald nach diesen Entdeckungen starb Ambrosius; ich nannte mich nach dem Namen meines Urahnen

nen

nen Jeronymo, und eilte, seinen und meines Lehrers Willen zu vollziehen. Schon war ich, durch einige Andeutungen verleitet, auf dem Wege, in Afrika die schwarzen Rosen zu suchen; daß ich sie aber näher fand, als ich glaubte, habe ich nicht nöthig, Ihnen zu wiederholen.

Dir enthüllt sich nun die Vergangenheit, — sagte Anastasie. — Dieses Schloß erkenne ich wieder, wo ich sonst den geliebten Hippolyt sah, wo ich himmlisches Glück empfand und unendlichen Schmerz. Laßt mich von meiner Liebe schweigen! Hippolyt war mein einziger Gedanke, mein einziges Gebet. Ich sah ihn vor dem Altar, als er meiner Schwester die Hand reichte; er sah nur mich, nicht mehr die Braut: sie war ihm gestorben, wie mir die Schwester. Ich liebte sie wie mein Leben, aber den Bräutigam konnte ich ihr nicht gönnen. In

etc. III.

[ 8 ]



der Nacht führten ihn die Heiligen mir zu, ich entriß ihn der Schwester; sie hatte den Schatten des Gemahls, aber der Geliebte war mein; ich wußte, daß er mich liebte, aber wir hatten es uns nie gesagt, denn mich hielt der enge Verschluß des Klosters. Da kam meine Solante, wie ein heiliger Engel. Kannst du Hippolyt lieben, sagte sie? — ich weiß, du erfüllst ihm das Herz mit Feuerqual der Liebe; er ruft in meiner Umarmung nur deinen Namen, und bittet dann mit Thränen um meine Vergebung. — Ich betete die Schwester an. Kannst du ihn lassen — sprach ich zu ihr — so gibst du mir die Himmelsluft auf Erden, die ich in der Ewigkeit schon um ihn verloren habe. Aber wie kann ich dir nehmen, was auf Erden kein Gleiches hat, und was dein ist durch das heilige Band des Sacramentes? Da antwortete sie: Bist du denn nicht meine Schwester, und aus Einem Schooße mit

mir geboren? So nimm denn auch Einen Mann mit mir, und wie ich von der Mutter Brust war, als sie dich säugte, so will ich von dem Manne bleiben, da er nur für dich entzündet ist. Denn weil ich ihn liebe, so mag ich ihm sein Glück nicht nehmen. Ist's aber Sünde, so mögen die Heiligen es uns vergeben. Da beteten wir zusammen vor dem Altar zu Unserer Lieben Frauen und sie neigte ihr Antlitz freundlich zu uns. Nun führte sie mich verborgen zu ihm, und ich war wie die Seligen mit der Schwester und dem geliebten Manne. Denn er ehrte sein Weib wie eine Heilige, und lag zu ihren Füßen, wenn er sich meiner Brust entriß. Aber in dem Kloster blieb meine Seligkeit nicht verborgen, und sie richteten über mich, daß ich sterben sollte, lebendig unter der Erden, mit meinem Kinde. Da warnte mich Solante und floh heimlich mit mir zu dem frommen Vater Hieronymus. Der nahm:

uns beide auf, und ich stand Solantern bei, als sie gebar; aber sie konnte nicht leben; denn das viele Leid brach ihr das Herz. Als ich nun allein war bei dem frommen Vater, und nicht wußte, wo ich hinfliehen sollte mit meinem Kindlein: da tröstete mich Hieronymus, und als er mir die Absolution gegeben hatte, versprach er mir, ich sollte durch seine geheime Kunst die böse Zeit meines Leides verschlafen, bis Hippolyt mich erweckte, oder da er solches zu thun nicht vermöchte, so sollte ich in seiner Gruft ruhen, so lange bis mich gleiche Liebe, wie die meinige, erlösete — denn da ich das Gelübde der Keuschheit gebrochen, so mußte ich die Sünde büßen im lebendigen Begräbniß nach dem heiligen Klosterbrauch; mein Kindlein aber werde ich im Sarge gebären, und sein Geist solle mich behüten in der Gruft bis zu meiner zeitlichen oder ewigen Auferstehung. Und als ich ihn darum bat, stärkte

er meinen Glauben und ließ mich viel Wunder schauen. Dann reichte er mir den Leib Unsres Lieben Herrn und gab mir Milch zu trinken, davon schlief ich ein, bei seinem frommen Gebet.

Anastasia schwieg. Alle nahten sich ihr nun mit frommer Scheu. Denn mit dem Rausche der Freude war auch die Unbefangenheit verschwunden, mit welcher die Lebenden die Erstandne aufgenommen hatten. Sie selbst freute sich des Glücks, welches sie über des geliebten Hippolyts Enkel gebracht hätte; aber in ihre Freude mischte sich eine stille Trauer um den Geliebten, und ein sehndendes Verlangen, bald mit ihm vereint zu werden.

Die Commissarien fanden sich pünktlich ein; aber der Graf konnte ihnen diesmal mit mehr Gelassenheit entgegenstehn. Er empfing sie mit Ruhe, und sie fanden alle Ur-

kunden so vollgültig beweisend, daß sie sich mit Bezeigung ihrer Verwunderung, wie man das Recht des Grafen nur einen Augenblick habe können in Zweifel ziehen, entfernten.

Der Graf hatte nun nichts Angelegentlicheres, als die erstandne Urabnin auf das prächtigste in die Welt einzuführen. Den schönsten Theil seines Schlosses befahl er bloß für sie, als die Erste des ganzen Geschlechtes, einzurichten, und er würde das ganze Land in Bewegung gesetzt haben, hätte ihn nicht Anastasie auf das dringendste gebeten, ihr die Einsamkeit, als ihr einziges Glück, zu gönnen. Sie wollte nach dem Grabe ihres Hippolyt auf das Schlachtfeld wallfahrten und dann die Stille des Klosterlebens erwählen. Kein Bitten vermochte, ihren Vorsatz zu ändern. Laßt mich — sprach sie zu den Bittenden — dem Andenken meiner Liebe leben. Dieses kann ich

nur im Kloster, wo mein Leben der Erinnerung, und dem Gebet für Hippolyt geweiht seyn soll, bis er mich zu sich ruft und zu meiner Solante und meinem früh verklärten Kinde. Da nun der Graf sah, daß kein Bitten sie bewegen konnte, begnügte er sich mit dem Versprechen, daß sie bis zu der Vermählung seiner Tochter in dem Kreise seiner und ihrer eignen Familie bleiben wollte. Indessen aber stiftete er ein Kloster auf Hippolyt's Grab und dotirte es mit unermesslichen Gütern; vom heiligen Vater aber wirkte er für seine fromme Stiftung die Lösung von Ottiliens Klostergelübbe aus, und Anastasiens Einführung als erste Aebtissin des neuen Klosters. Und am Tage nach der Vermählung seiner Kinder führte er selbst Anastasien in das neue Kloster, wo sie der Erzbischof zur Aebtissin weihte.

Hier lebte nun Anastasie in heiliger

Ruhe, und täglich ertönte die Todtenmesse für Hippolyt's Seele aus ihrem Munde, bis die Nonnen endlich auch die fromme Aebtissin an die Seite ihres Hippolyt zur Ruhe legten.

---

# Das Gottesgericht.

---

Ballade.





---

Vorüber ist die Freude der Jagd,  
Es lenken zu Königs Schlosse  
Zurück die Jäger die Kofse.  
Hin ziehn sie bei goldener Sterne Pracht,  
Da schimmert's wie Fackelglanz durch die Nacht,  
Und fernher, vom Winde getragen,  
Tönt's leise, wie Seufzer und Klagen.

„Wem tönet der traurige Klage-ton?“  
Der König gebietet zu weilen,  
Er befiehlt dem Pagen, zu eilen.

„Wer Klage hat, nahe noch heut dem Thron,  
Der Tag ist dem König in Lust entflohn;  
Soll froh ihm der Abend erscheinen,  
Darf keiner der Bürger weinen.“

Und näher waltt eine klagende Schaar,  
Und es stellt sich, mit bräutlichem Kranze  
Geschmückt, wie zum festlichen Tanze,  
Mit weinendem Aug und gelbstem Haar  
Dem König die schönste der Frauen dar;  
Bleich ist sie, wie Geister zu sehen,  
Und es dringt zu dem König ihr Flehen:

„O König! räche den blutigen Mord!  
Gott lenkt zu des Waldes Mitte  
Dir selbst zu der Rache die Tritte.  
Schau hin, auf den blutigen Todten dort“ —  
Doch vergebens versucht sie der Klage Wort,  
Es drängen die heißen Schmerzen  
Zurück die Rede zum Herzen.

Da winkt sie der Träger traurendem Reih'n  
Und sie bringen die Wahre getragen,  
Und von bangem Seufzen und Klagen  
Ertönet von neuem der nächtliche Hain,  
Und bei der Fackeln röthlichem Schein  
Erblickt der König mit Schrecken  
Gehoben die blutigen Decken.

Er kennt des Todten bleiches Gesicht;  
Bekannt durch erfochtene Siege  
Sind des tapfren Aubry Züge.  
Besiegt ward im Kampfe der Mächtige nicht,  
Raubgierig erschlug ihn ein Bösewicht,  
Und von Allen wird Rache geschworen  
Dem Freunde, den Jeder verloren.

„Wer sie vollbrachte, die schändliche That,  
Gefoltert von peinlichen Qualen,  
Soll langsam sein Leben es zahlen;

Blut soll er ärndten von blutiger Saat!“ —  
Laut ruft es der König, und ihm naht  
Der Ritter von Artillere,  
Zu verkünden die schreckliche Wähe:

„Verborgen, o König, in tiefer Nacht,  
Von keinem Auge gesehen,  
Ist diese Unthat geschehen;  
Doch es waltet gerecht des Himmels Macht,  
Und der Rach' allsehendes Auge wacht,  
Sie giebt zu des Mordes Klage  
Selbst dem Munde der Thiere die Sprache.“

„Sieh dieses Weib mit dem Kranz im Haar,  
Von wilden Schmerzen zerrissen;  
Ihr ward der Bräutigam entrissen.  
Geschmückt zu der Trauung war der Altar,  
Versammelt der Gäste frohliche Schaar —  
Ach, nicht zu der Liebe Freuden,  
Zu dem Grabe den Freund zu geleiten!“

„Der Morgen verstrich, der Mittag kam;  
Kaum kann noch die Braut verheelen  
Die Sorgen, die ängstlich sie quälen.  
Noch fehlt ihr zur Hochzeit der Bräutigam,  
Getheilt ist ihr Herz in Kummer und Scham:  
Ist's ein Unglück, das ihn verweilet?  
Ist's Kalksinn, daß er nicht eilet?“

„Und sie sendet die Knechte zu Fuß und  
zu Roß,  
Und befiehlt dem Wächter zu schauen  
Vom Thurm in Felber und Auen;  
Doch sieht er nicht nahen den Ritter zum Schloß,  
Und heim kehrt der Knechte suchender Troß;  
Schon beginnt der Abend zu thauen,  
Und vermehret der Ahndung Grauen.“

„Und es trösten die Freunde, es jammert  
die Braut,  
Da naht mit lautem Gebelle  
Des Ritters Dogge der Schwelle.“

Und die Harrende mit der Stimme vertraut,  
Begrüßt entzückt den bekannten Laut,  
Und eilt mit Schmerz und Verlangen,  
Den Säumenden zu empfangen.“

„Da folgt ihr mit wildem Sprunge der  
Hund;

Er faßt sie am seidnen Gewande,  
Sprengt mächtig die fesselnden Bande.  
Laut winselnd thut er mit treuem Mund  
Der ahnenden Braut ein Unglück kund,  
Und mahnt mit ängstlichem Heulen,  
Ihm nach zu dem Walde zu eilen.“

„Nun stürmt er in flüchtigem Laufe voran,  
Blickt oft, mit forschendem Blicke,  
Ob wir ihm folgen, zurücke.  
Nichts hält des Eilenden Schritte an,  
Er reißt uns auf nie betretener Bahn,  
Durch Moor und Dornen und Hecken,  
Zum Orte der blutigen Schrecken.“

„Dann

„Dann plötzlich hemmt er den wilden Lauf,  
Und prüft mit ergrimmtter Geberde  
Die bekannte verlassene Färthe;  
Nun wühlt er mit Macht den Boden auf,  
Daß hoch in der Bäume Wipfel hinauf  
Sich heben Steine und Schollen,  
Und weit in die Gegend rollen.“

„Und tiefer gräbt er in grimmiger Wut;  
Wir stehn daneben und schauen  
In ein Grab mit ängstlichem Grauen,  
Da scheint uns die Erde gerbthet von Blut,  
Und bald, entblößt von dem deckenden Schutt,  
Zeigt sich auf dem blutigen Grunde  
Ein Leichnam mit tödlicher Wunde.“

„Und Aubry ist's, und die jammernde  
Braut,  
Erschöpft von dem herben Leide,  
Sinkt an des Ermordeten Seite.

etc. III.

[ 9 ]



Verwittwet, noch eh' sie dem Manne vertraut,  
Erhebt sie vor dir die Klage laut,  
Den, als Gerechten und Weisen,  
Die Lippen des Volkes preisen."

Und der König blickt den Ermordeten an:  
„Von Räubern nicht ward verübet  
Die That, die uns Alle betrübet.  
Das hat ein verborgener Feind gethan:  
Wem Räuber nach Raub begierig nah'n,  
Dem bleibt nicht das goldne Geschmeide,  
Nicht die perlengestickte Seide."

„Wer nun vor der Schuld sein Herz fühlt  
rein,  
Der berühre die blasse Leiche,  
Ob ihr Blut anklagend sich zeige.  
Denn von des Mordes blutigem Schein  
Muß frei jeder Ritter des Königs seyn.  
Ich selbst will die Prüfung bestehen,  
Kein soll man den König sehen."

Und schnell er hin zu dem Todten tritt,  
Und geschlossen bleibet die Wunde;  
Dann halten die Ritter die Kunde.  
Sie nahen dem Todten mit sicherem Tritt,  
Und wenden von Schuld gereinigt den Schritt:  
Stumm bleibt der blutige Zeuge,  
Schon naht der Letzte der Leiche.

Verhüllt bleibet die That im Dunkel der  
Nacht,  
Sie wird von Gott nicht gerochen,  
Sein Urtheil wird nicht gesprochen.  
Den letzten Ritter trifft kein Verdacht;  
Mit Aubry vereint durch der Freundschaft  
Macht,  
Ist's nöthig daß Ritter Meeaire  
Die Treue prüfend bewähre?

Voraus schon spricht ihn die Menge frei,  
Als er tritt zu der Bahre des Todten,  
Wie der König den Rittern geboten;

Doch plöblich, mit Wut und wildem Geschrei,  
Springt, wie er nahet, die Dogge herbei,  
Und die grimmigen Klauen packen  
Den Ritter an Brust und Nacken.

Zur Rettung eilen die Knappen heran,  
Und der Hund mit grimmigem Blicke  
Rehrt still zu dem Todten zurücke.  
Von neuem will sich der Ritter nahn,  
Da blickt er mit drohenden Augen ihn an,  
Streckt weit aus dem Rachen die Zunge,  
Und hebt sich zu wütendem Sprunge.

Da entsezt sich der Hof, und der König spricht:  
„Ward nicht von dem treuen Hunde  
Dir zuerst des Mordes Kunde?“  
Und die Jungfrau verhüllt das schöne Gesicht:  
„O König, Gott selbst bringt die Unthat ans  
Licht!

Was tief ich verborgen im Stillen,  
Muß ich nun gezwungen enthüllen.“

„O hätt' ich verschmäht die falsche Schaam,  
Hätt' ich nicht die heimlichen Sorgen  
In dem Herzen thdricht verborgen;  
So nagte mein Herz nicht Kummer und Gram,  
So lög nicht erschlagen der Bräutigam,  
Dem falschen Freunde zur Beute,  
Gemordet von tückischem Neide!“

„Einst hatte der Ritter mit wilder Blut  
Um meine Liebe gesehet,  
Doch ward er von mir verschmähet.  
Oft zittert' ich vor des Erzürnten Wuth,  
Doch fehlte mir zu dem Bekenntniß der Muth;  
Nun hat es blutig geendet,  
Zu lange schwieg ich verblendet.“

Mit Entsetzen vernimmt der König das  
Wort:

„Willst Du auf Tod und Leben  
Gegen jenen die Klage erheben,

So wähle dir einen Kämpfer sofort,  
Ihm Schuld zu geben den Neuchelmord.  
Gott hilft dem Gerechten siegen,  
Läßt den Schuldigen unterliegen.“

Und sie blickt umher in der Ritter Kreis;  
Doch Alle betroffen schweigen,  
Es will sich kein Kämpfer zeigen.  
Selbst ist sie des Sieges köstlicher Preis,  
Von Sehnsucht glüht jedem der Busen heiß,  
Doch ungerecht anzuklagen,  
Will keiner der Ritter wagen.

Da spricht der König: „Kein Ritter sah,  
Was heimlich im Dunkel geschehen,  
Doch hat es ein Auge gesehen.  
Des Rächers Aug' ist der Unthat nah;  
Der Zeuge des blutigen Mordes ist da,  
Der des Todten Leichnam entdecket,  
Und drohend den Ritter erschrecket.“

„Zum Kampf mit dem Thier im Gottes-  
gericht

Wird von mir der Ritter geladen.  
Wenn ihn rein von blutigen Thaten  
Des Herzens innere Stimme spricht,  
So bringt Gott selbst die Unschuld ans Licht;  
Doch hat er die That verbrochen,  
So werde sie blutig gerochen.“

Und er spricht's, und die Ritter ordnen  
den Kreis,

Daß von Fackeln auf Busch und Wiesen  
Sich falbe Lichter ergießen,  
Dann theilen sie auf des Königs Geheiß  
Das Licht und den Wind mit sorgsamem Fleiß,  
Und schmetternd ruft die Trompete  
Zu der blutig entscheidenden Fehde.

Da ziehet der Ritter sein gutes Schwert,  
Und erwartet den grimmigen Räden;  
Doch der König gebietet Frieden.

Das Schwert wol im Kampfe den Ritter ehrt,  
Doch wird es von seinem Gegner entbehrt.  
Nicht durch den Vortheil der Waffen  
Soll ein Ritter sich Recht verschaffen.

Zur Wehr hat das Thier nur den spitzen  
Zahn

Und die scharfen, mächtigen Klauen,  
Nach dem Feind' in dem Kampfe zu hauen;  
Mit keinem Harnisch ist's angethan,  
So kämpf' auch ungepanzert der Mann  
Mit des zackigen Kolbens Streichen,  
Daß ganz die Kämpfer sich gleichen!

Und der Ritter vollbringt des Königs Geheiß,  
Und die Richter gebieten Stille;  
Da naht mit dumpfem Gebrülle,  
Von den Knechten geleitet, die Dogge dem Kreiß,  
Schaut um sich, von blutiger Rachgier heiß,  
Und stürzt sich, im Sprunge gehoben,  
Auf den Ritter mit wütendem Toben.

Der hebt des Kolbens gewichtige Kraft,  
Und schwingt die spitzigen Zacken  
Auf des Hundes Schädel und Nacken,  
Daß ihm strömend entquillt des Lebens Saft;  
Doch eh von dem Streich sich der Ritter errafft,  
Hat ihm schnell sich der Rinde entwunden,  
Und des Feindes Blöße gefunden.

In den Nacken schlägt er die grimmigen  
Klau'n,  
Und der Ritter, zu Boden gerissen,  
Wird zerfleischt von wütenden Bissen.  
Raum kann er das Licht des Tages noch schaun,  
Schon umfängt ihn des Grabes furchtbares  
Graun;  
Da ruft an des Todes Pforte  
Er matt die sterbenden Worte:

„Von meiner Hand liegt erschlagen der  
Freund,  
Bald geh' ich auf dunklen Wegen  
Dem zürnenden Schatten entgegen.



Ich liebte die Braut, die den Todten beweint,  
Verblendet erblickt' ich im Freunde den Feind,  
Da schlug ich in schwarzer Stunde  
Ihm verzweifelnd die Todeswunde.'

„Vergebt, was heiße Liebe verübt!  
Mehr als Leben sind ihre Freuden,  
Mehr als Tod sind ihre Leiden.  
Der hat gelebt, wen die Liebe geliebt;  
Zehnfach ist todt, wen die Liebe betrübt,  
Vergebt, was das heiße Verlangen,  
Was der Liebe Wahnsinn begangen!

Stumm bleiben die Ritter, die Dogge sinkt,  
Von des Blutes rinnenden Flüssen  
Erschöpft zu der Herrin Füßen.  
Matt brechend ihr treues Auge blinkt,  
Veröhnung sie freundlich dem Ritter winkt,  
Und küßt mit erkaltendem Munde  
Ihm die selbstgeschlagene Wunde.

Und es senkt sich der Fackeln leuchtender  
Brand,

Und die Lichter verlöschen am Boden  
Zur stillen Feler der Todten.

Und die Nacht hängt düster über das Land,  
Da reicht die Jungfrau dem Ritter die Hand,  
Und wie er getröstet sie fasset,  
Da sinket er hin, und erblasset.

Und der König das dumpfe Schweigen  
bricht:

„Sie hat dem Mörder vergeben;  
So laßt nun ein Grab erheben,  
Da sollen sie ruhn, bis Gottes Gericht  
Aus den Gräbern die Todten rufer ans Licht;  
Auch soll im Grabe von beiden  
Der treue Kude nicht scheiden.“

Und auf dem Grab erhebet sich bald  
Eines stillen Klosters Mauer;  
Drinn lebt die Jungfrau der Trauer,

Und täglich weit-durch den grünen Wald  
Für die Toten die heilige Messe schallt,  
Bis endlich der Tag erscheint,  
Der die Liebenden ewig vereinet.

---

Kleine Gedichte.



---

## Die Immerblühende.

Stets umblühetem Rosengebüsch, schönpran-  
gende Mutter,

Gleichst du, es blühen dir stets rosigge Töch-  
ter empor.

Ehe die Jüngste den Kelch noch öffnete, blüht  
von der Ersten

Schon dir ein Enkelgeschlecht, schön wie  
die Mütter, zu schaun.

---

## M o o s r o s e .

Sey vor Allen begrüßt, du lieblich erröthende  
Jungfrau,  
Welche den rauheren Schuß stehender Dornen  
verschmäht!  
Reizend drängt sich der Busen dir vor aus  
moosiger Hülle,  
Schwellend in Jugendkraft hast du die  
Fessel gesprengt;  
Freudig blicket der Himmel dich an, er ver-  
hüllt sich am Abend  
In dein Purgewand, hüllt sich am  
Morgen darein,  
Und froh lächelt die Erde dich an, daß, stral-  
lend in Purpur,  
Doch ihr grünes Gewand, Liebliche, nicht  
du verschmäht.

So

So, du Verherrlichte, prangst du mit dop-  
pelter Farbe des Lebens,  
Die an dem sprossenden Blatt, die an den  
Wangen entzückt.

Doch nie öffne sich dir die verschlossene Fülle  
der Blätter,

Stets jungfräulich verhüllt bleibe der pur-  
purne Schooß,

Nimmer entblättert welkest du dann; schön  
deckt die Hülle,

Welche dich lebend umsing, noch der Ver-  
blichenen Staub.

---



## Lord Duglaß.

Lord Duglaß auf dem schwarzen Roß  
Ritt zum Turnier.

O Godwy, dir laß ich mein Felsenschloß,  
Bewahr' es mir!

Bewahre mir Haus und Töchterlein,  
Nur wenig Tage, so bin ich heim,  
Da fordr' ich Alles von dir.

Die Sporen gab er dem schwarzen Roß,  
Es flog davon.

Da zog Graf Withold zum Felsenschloß,  
Und rief hinan:

O Godwy, das Fräulein gib mir heraus,  
Sonst brennt in Flammen dein Hof und Haus,  
Vor deinen Augen zum Hohn.

Das Fräulein stehet in meiner Hut,

Ich gebe sie nicht!

Und schnell aus Godroy's Hause die Glut

In Flammen bricht:

Und gibst du mir nicht das Mägdelein,

So stürz' ich dein Weib in die Flammen

hinein,

Lord Duglaß rettet sie nicht.

O Withold, ich habe gelobet die Hut

Dem Mägdelein!

Da stürzen die Knappen in Feuersglut

Das Weib hinein.

Und gibst du mir noch nicht das Fräulein

heraus,

So werf ich den Brand in Lord Duglaß Haus,

Und breche die Mauern von Stein.

O Withold, ich habe gelobet die Hut

In Duglaß Hand!

Da warf er hinauf in grimziger Wut

Den flammenden Brand.

Ach Lady, nun ist verloren das Schloß!  
Besteiget mit mir mein flüchtiges Roß,  
Zu suchen Lord Duglaß im Land.

Hinaus zu der Burg auf heimlichem Steg  
Trägt sie das Pferd,  
Da reitet Lord Duglaß schnell in den Weg,  
Er zieht sein Schwert:  
Verräther, ihr seyd nicht der Straf entflohn;  
Nehmt hin der Untreu blutigen Lohn,  
Des Lebens seyd ihr nicht werth.

Ach Vater, ach Vater, was habt ihr gethan;  
Vergeb's euch Gott!  
Gelohnet habt ihr dem treuesten Mann  
Mit bitterm Tod!  
Seht brennen dort euer Felsenschloß —  
Da spornt Lord Duglaß sein schwarzes Roß  
Zu der Burg, von Feuer so roth.

Mein Felsenschloß wol ließ ich dem Feind,  
Und all mein Gut,  
Hätt' ich nicht gemordet Tochter und Freund  
In wildem Muth!  
Und weiter Lord Duglaß kein Wort mehr  
sprach,  
Bei der Tochter alsbald und bei Godroy lag  
Sein Leichnam in eigenem Blut.

---

## Ruhm und Glück.

Tausendstimmiges Lob mag euch vergöttern,  
Mit lautkrachendem Lärm Kanonenmachtruf  
Und Posaunenschall weit in das Land

Donnern der Helden Siegesruhm,  
In der Schlacht erkämpft;

Leuchtend schmücke die Brust demantner Stern:  
glanz,

Tief eingrabe die Hand ruhmvoller Bildner.

Euren Namenzug glänzendem Erz  
Fernem Geschlecht zum Denkmal  
In der Kaiserstadt;

Mir tönt froheren Klang, wenn Lila schüch:  
tern,

Hörbar keinem denn mir, Willkommen! lispelt  
Mit weißblühendem Kranz schmücket das  
Haar,

Zeichnend im Hauch am Fenster  
Den verschlungnen Zug.

---

## C h a r a d e.

Wer mit den zwei Ersten zu viel sich ergehte,  
Den brachten die Ersten schon oft um die  
  Letzte;

Und mancher trieb, um die Letzte zu machen,  
Schon mit den zwei Ersten verderbliche Sachen.  
Das Ganze ist kaum so schnell zerstört,  
Als von den zwei Ersten die Letzte verzehrt.

---

## Grabſchrift

nach dem Griechiſchen.

Nicht mit dem blühenden Kranz, o Jüng-  
ling, ſchmücke den Sarg mir;  
Eh' dein Frühling entflieht, kränze das  
eigene Haupt!

---

## Die Flamme des Altars.

Auf dem Altar, mit liebender Hand, auf-  
nährte Philemon

Heilige Blut, sorglos, mitten in häusli-  
chem Dach;

Schmeichelnd rief schönleuchtender Schein aus  
zierlichem Bildwerk

Helferer Blut Inbrunst, küßt' es in flam-  
mendem Kuß.

Traurend klagte der Wirth, heimkehrend, am  
aschenen Denkmal,

Daß selbst heiliger Heerd trügende Flam-  
men genährt.

---



## An Glyceria.

Den hat nimmer des rankigen  
Weinstocks Traube gelabt, nimmer des blü-  
henden

Frühlings dustender Hauch entzückt,  
Noch ambrosischer, zart glühender Lippen Kuß,  
Der ausländisches, stinkendes  
Gifkraut dorrt und in symphallische, bei-  
zende

Ekelbrühe den schönen Wust  
Einst eintauchte. Von dir, Glyceria, scheuche  
weit,

Wer einsauget verhaßten Dampf,  
Charisscheuchenden, hauchquellenverpestenden  
Aus faulglimmendem falben Blatt,  
Oder widrigen, feuchtmodernden Staub zum  
Hirn

Aufzieht schnaufendes Athemzugs.

Walddurchstreichendem, schwarzgelbem Zigeun:  
nervoll,

Für Viehsegen und Hexenwerk,

Mag einzwingen der peinkundige Folterknecht

Solch abscheuligen Moderstaub

Und grandampfenden, mundbeizenden eflen

Qualm;

Doch, auf schwellendem Polstersiß,

Dir zur Seite gefügt, dulde den, widrigen

Duft aushauchenden, Sprecher nicht.

Zeig' ihm krauses Gesicht, wende die lieblich

chen

• Purpurlippen von ihm; er gibt

Liebanlächelndem Mund, schänden Gewinn

zum Lohn.

## S e r e n a t e.

Laß meiner Liebe Sorgen  
Der stillen Nacht mich klag'n;  
Am Tage ruht verborgen  
Mein Schmerz in stummer Brust.

Soll ich dem Glück entsagen,  
Laß mich das Opfer nennen!  
Darf ich es dir bekennen,  
Leid' ich den Tod mit Lust.

---

© l e g i e e n.



---

1.

Herbstluft weht: Schon naht von dem Nord  
der umeisete Winter;  
Bald, Weinranken entraubt, spendet die  
Traube den Saft;  
Rosen entflohn, doch täuscht mit der rothgen  
Farbe die Malve,  
Zulpen verblühten, da hebt bunt sich die  
Aster empor,  
Duftlos zwar, doch Schatten der Lieblichen,  
herbstlichem Jahre  
Dämmernder Abendglanz, gleich dem Ge-  
bilde des Monds,  
Welcher den sonnigen Stral hinblickt zu der  
nächtlichen Erde,  
Wenn sich des Tags Lichtaug scheidend am  
Himmel gesenkt.

Also erblichn in dem Geist der Erinnerung  
liebliche Bilder,

Schatten des Glücks, wenn fern floh die  
beseligte Zeit.

Sprosset hervor, ihr Spätjahrsblüthen des  
herbstlichen Lebens,

Blühet der Jugendzeit dämmerndes Schat-  
tengebild!

Tulpen der Freude, hervor, mit den froh-  
muthwilligen Scherzen,

Blühet mir einmal noch, Rosen der Liebe,  
hervor,

Nicht ihr Göttlichen selbst, ihr scheuet den  
Herbst; der Erinnerung

Aster und Nelken allein gönnet dem seh-  
nenden Blick!

---

2. Früh:

2.

Frühste Liebe, du blühst in des Lebens er-  
wachendem Frühling

Lieulich und schön, gleich früh knospenden  
Blumen im Lenz;

Aber so zart auch blickst du hervor: herbrau-  
sender Sturmwind

Bleicht dich, der Mittagsstral welket die  
Blüte dir hin.

Selig, welcher dich nur in der zartdurchdrö-  
theten Knospe

Schlummrend erblickt, eh rauh stürmender  
Luft du erliegst!

Also sah ich dich einst, schnell flogst du da-  
hin, wie ein Traumbild,

Aber mit himmlischem Glanz hast du das  
Leben erhellte.

etc. III.

[ 11 ]



Frühling war, und des Wintergewölks grau-  
nebliger Schueefrost

Floh zu dem Nord, fruchtbar wehte dir  
wärmere Luft.

Gräser entkeimten dem Grund und dem Thor  
entwallten die Menschen,

Heimlich entstahl ich mich auch fesselnder  
Schule Verschluß.

Doppelt war der verbotenen Lust einladende  
Lockung,

Denn, mit des Frühlings Reiz einte sich  
festlicher Glanz.

Friedensfeiergesang durchschallte den Tag, und  
am Abend

Flammten in farbiger Pracht künstliche  
Feuer empor.

Weither wogte die Menge heran, und die  
Breitertribune

Seufzt' und gnügte der Last kaum des  
versammelten Volks.

Wie um die Länder der Krieg, so begann  
um die Plätze die Zwietracht,  
Mancher verlor in dem Kampf, mancher  
in müßiger Schau.

Wenig frommte das Recht, stark herrschte  
die Kraft, und der Schönheit  
Allesbezwingende, stets siegende Zauberger-  
walt.

Vor mir siegte sie auch; gern wichen die  
rüstigen Kämpfer  
Holdanlächelndem Blick bittender Mäd-  
chengestalt.

Weit umschaute sie leicht in erhabener gött-  
licher Bildung,  
Aber ein liebliches Kind streckte das Köpf-  
chen umsonst,

Wiegt' auf spitzigen Füßchen umsonst des ge-  
hobenen Körpers  
Leichtausschwebenden, schlank sprossend er-  
blühenden Bau.

Klagend blickte sie auf zu der männergefeierten Schwester ;

Zartjungfräuliche Brust hoben die Seufzer empor.

Nicht mehr trug ich es nun, von der Bank absprang ich, und zitternd

Über des Worts Kühnheit, bot ich dem Mädchen den Platz.

Ach, wie erfreulichen Dank einärndtet' ich!  
Nicht zu dem Fußtritt

Reichte der kindliche Schritt, freundlich erbat sie den Arm.

Trunken von Lust umfaßt' ich die Liebliche.  
Leise berührte,

Als ich empor sie erhob, rosige Finger der Mund.

Manches befragte sie mich, doch sah ich den sprechenden Mund nur,

Hörte des Tons Wohlklang, nimmer das fragende Wort.

Endlich ertönt Kanonengekrach: Kriegsdonner verkündigt

Frieden, wie blühender Schnee winterbesiegenden Lenz.

Hoch in der Luft durchkreuzen in Flammengemisch sich Raketen,

Erdentstiegen erhellt Sternengewimmel die Nacht;

Glänzenden Sonnen entstrahlt schönwechselfs des Licht, es ergießt hoch

Feuriger Regen die bunt sprühenden Funken herab.

Schüchtern stand sie; erfreut und erschreckt von dem donnernden Glutmeer,

Schmiegte sie sich furchtsam mit, dem Bekanntesten, an.

Schlang um die Schulter den Arm, und mit jedem erdannernden Knall, 399

Bang die Erzitternde mich fest an die klopfende Brust.

Schmeichelnd sprach ich des Trosts ihr viel,  
und umfaßte das Händchen,  
Aber es bebt' die Hand mir, wie das trös-  
tende Wort.  
Bald, in die feurige Pracht nun zuckt' aus  
Wolken der Blitzstral,  
Wettergebraus durchscholl künstliches Don-  
nergetö'n;  
Sturmwind beugte den Wald und erhob  
Staubwolken zum Himmel,  
Einzeln droheten schon Tropfen den Re-  
generguß.  
Rauschend erhob sich des Volkes Gewühl;  
wild drängte die Menge,  
Trennte die Männer von Frau, riß von  
der Mutter das Kind.  
Angstvoll faßte mich nun die Verlassene;  
weit von der Schwester  
Hatte des wilden Gewühls wogende Macht  
sie gedrängt.

Was ich zu bitten mich nimmer gewagt, bat  
selbst die Geliebte,

Gab liebkosenden Dank mir zu dem süße-  
sten Glück,

Dicht mit dem Mantel verhüllt' ich die Lieb-  
liche, Blendendem Blickstral

Barg sie das holde Gesicht mir an bes-  
schützender Brust,

Ringelnd umwallten mir die gekraußelten  
goldenen Locken

Wangen und Lippen, den Kuß duldeten  
Locken und Stirn

Willig; es hoben die sanftaufstrebenden, glän-  
zenden Augen

Liebenden Blick, purpurn boten die Lippen  
den Kuß,

Ersten und letzten; von fern her nahte die  
suchende Schwester,

Ach, und sie eilte davon! Lang in die  
schweigende Nacht

Sah ich; es dünkte mich alles ein Traum,  
der zu heiligem Geheimniß  
Wehet die Menschen, er flieht; aber die  
Weihe verweilt.

---

3.

Beigre dem Bittenden nicht die erblühenden  
Lippen, Miranda!

Gönne den Küssen den Arm, gönne den  
blendenden Hals.

Nichts unbilliges bitt' ich von dir. Es ge-  
währten die Götter

Größeres schon, was der Mund nimmer  
zu bitten gewagt.

Oft, mit bekümmertter Brust heimkehrt' ich  
von dir, in den Augen

Trug ich das liebliche Bild, ach, in dem  
Busen den Schmerz!

Schlaflos drückt' ich das Lager; es zürnte  
das Herz mit den Augen,

Melbisch forderten auch Lippen den Liebes-  
genuß.



Sehnend erhob sich der Arm, und begehrte  
des rothigen Körpers

Zartausblühnder Gestalt innig umschlung:  
nen Verein.

Fromm ansieht' ich die Götter, die Allesge:  
währenden: Mitleid

Wachte das heiße Gebet auf in der himm:  
lischen Brust.

Bald durchkreuzten sich mir die Gedanken  
in heiligem Wahnsinn;

— So, wie die Sage belehrt, ahnden Ge:  
weihete den Gott —

Alles verschwand, was die Erde gewährt,  
Aufhellende Blindheit

Deckte die Wimper mit Nacht, füllte das  
Auge mit Licht.

Also finstret die magische Kunst das bereitete  
Zimmer,

Eh der verborgenen Welt fremde Gestal:  
ten sie ruft.

Billig duldet' ich nun die Gewalt abschwe-  
bender Gottheit,  
Aus chaotischer Nacht traten die Bilder  
des Tags,  
Schöner geformt, wie die Kunst sie erschafft  
auf farbiger Leinwand,  
Wie sie der bildende Geist sinniger Diche-  
ter beschaut,  
Lauben ergrünt, so schön nicht wölben sie  
Mahomet's Huris,  
Blumen erblühten, so bunt zeuget sie Bel-  
gien nicht,  
Grotten erglänzeten hell von den Früchten  
des Meers und des Bergschachts,  
Schwellend erhoben von Moos grünende  
Matten das Bett,  
Seltenes Licht durchglänzte die Luft, wie so  
lieblich es nimmer  
Spendet die Sonne, so froh-nimmer der  
silberne Mond;

Nur dein Augengestirn, wenn es frohmuths-  
willigen Scherz blickt,

Leuchtet so heiter, so mild glänzt es in  
sinnigem Ernst.

Weit umschau' ich, und fühlte mich fern von  
dem heimischen Erdrund,

Hoch zu dem Lichtparadies himmlischer  
Freuden entrückt;

Doch bald senkte der Wunsch sich hinab, wie  
die lustige Wolke

Sehnend, in Thränenerguß, nieder zur  
Erde sich weint.

Aber im Grottengewölbe auf einmal schau'  
ich, Miranda,

Deine Gestalt, nun erst war ich im Him-  
mel beglückt!

Wie dich die Erde besitzt, nicht anders sah  
der Olymp dich,

Alles verschönernder Nacht wachst du, Ge-  
liebteste, nicht.

Nur in dem Innern erwies sich die Nacht  
paradiesischer Wandlung,

Liebender wallte die Brust, freundlicher  
blickte das Aug.

Zeugniß schimmern im Grottengebölz mild-  
leuchtende Perlen,

Welche die Küsse mit sanft dämmernden  
Stralen behaut!

Zeugniß grünet das Laubengeflecht, blühn-  
ewige Blumen,

Welche das brautliche Lied hauchten in  
duftendem Chor!

Schiltst du es Traum? Es verkündet der  
Traum oft höheren Rathschluß;

Aber es war kein Traum. Tieferes ahnd'  
ich darin.

Ruhtest du doch in der Nacht selbst schlum-  
mernd. Hast du die Bürgschaft,

Daß dir mächtiges Banns fordernde Bau-  
bergewalt

Nicht aus zartumhüllendem Leib vorruste  
die Seele?

— Oft von der Wärterin einst hast du die  
Sage gehört —

Mein, mein süßestes Licht, kein Zauberer ent-  
zog mit des Bannspruchs

Murmeliudem Zaubergesang Leben und  
Seele dem Leib.

Fürchte dich nicht, weit lieber gehorcht des  
bezaubernden Körpers

Willen der Geist, als dumpf hallendem  
magischem Ruf!

Kypris trug dich hinauf — sie verschönt in  
den Wäldern ein Nachtfest,

Daß, bis sie kehrt, der Olymp nicht Aphro-  
diten vermißt.

Mit mein Bitten erhörend, erhob sie mich  
auch. O, Miranda,

Was Aphrodite gewährt, nahm' es Miran-  
da zurück?

Hege beglückende Lust in dem liebaufathmen-  
den Busen,  
Dann bist, Himmlische, du ganz den Olym-  
pischen gleich!

---

4.

Ach, wie ertrag' ich es nur! Schon sank zu  
des dämmernden Abends  
Goldenen Pforten der Tag; Hesperus' sil-  
berner Stral  
Weihet die ersehnete Nacht, schon hebt sich  
in röthlichem Lichtglanz  
Auf, halbdunkel, des Mond's morgenver-  
kündender Kreis;  
Und noch bin ich allein! O warum, unlie-  
bendes Mädchen,  
Säumst du so lang? o warum eilst du,  
verharrete Nacht?  
Dort schon grauet der Morgen hervor und  
es bleichen die Sterne,  
Fühllos weichet die Nacht, höret den Lie-  
benden nicht.

Fau:

Tausend Küssen bestimmt, gnügt kaum sie  
dem traurigen Einen,  
Welcher des Abschieds Qual mischt in die  
Luft des Empfangs.

Wennst du gewähret die Nacht, wenn früh  
mit des süßesten Kusses  
Schmeichelnder Liebkojung du den Erzürn-  
ten verjähst?

Nicht heißt dieses gewähren, du liebliches  
Licht, wie du göttlich  
Könntest gewähren, allein zeigt der ent-  
zückende Kuß.



5.

Liebesgeschick, wie dem Himmel du gleichst!

Es erglänzt an dem Morgen

Liebliches Licht, doch bald trübt es ein

Schattengewölk.

Oft auch hüllt sich das steigende Licht in ver-  
dunkelnde Nebel,

Aber am Abend lacht heiter der sonnige  
Stral.

Harre getrost auf bessere Zeit, wenn spröde  
das Liebchen

Wehret den Kuß, es gewährt Alles der  
glückliche Tag.

Aus dem Verlust selbst keimet das Glück!

Voll tiefer Betrübniß

Saß ich, und mähte die Flur farbiger  
Blüten mir ab,

Schonete nicht spätblühender Rosen, der  
würzigen Nelke

Seltener Knospe, des Kelchs blühender  
Wallisa nicht;

Daß ich das traurige Fest ausschmückete,  
schmerzliches Abschieds,

Dem mit des Frühroths Stral eilte Mi-  
randa davon.

Stieh, da erschien sie, es spielte die Luft in  
den braunlichen Locken,

Hob das umhüllende Tuch, wehte mit  
leichtem Gewand.

Scherzend trat sie herein, in die grünum-  
rankete Grotte,

Fächelte Wangen und Brust kühl mit dem  
Rosengezweig.

Lange vermied sie das scheidende Wort, um-  
weht von dem Wohlduft

Wellte sie gern, es umspann fest sie der  
Worte Geslecht.

Endlich erhob sich des Monnds sanftleuchtende  
Scheibe, die Gegend  
Strahl' in dem Licht, glanzvoll wogte des  
Thau's Gewand.

Flüsternd schwankte das Rankengeflecht, und  
der silberne Mondstral  
Deckte mit schattigem Flor uns und das  
Grottengewölb.

Nicht mehr wollte sie harren, da bat ich den  
Kuß zu dem Abschied,  
Kühnheit spendete mir, Liebe dem Mäd-  
chen die Nacht.

Fest mit den Armen umschlang ich die Lieb-  
liche. Küsse mit Küssen  
Wechselten schnell, doch bald scheuchte den  
Wechsel der Kuß.

Wieder zum moosigen Sitz hinführt' ich sie  
nun, und des Abschieds  
Blütengedüft umzog froh das verelnende  
Fest.

Ach, wie so schnell entflohen die Schatten  
der Nacht! Mit dem Morgen  
Floh sie davon; einsam war, wie der Tag,  
so die Nacht.

Aber es zeigt die Erinnerung mir die ent-  
zückenden Stunden;  
Harrende Hoffnung blickt froh in die künf-  
tige Zeit.

---

6.

Rausche, du herbftlicher Sturm in dem Stopp  
pelgefild, und den Wipfeln

Dorre mit eiffigem Hauch welkendes Blät  
tergezweig;

Scheuch' in das Haus, zu des warmen Ka  
mins auflobernder Flamme,

Pelzevermiffende Schaar froftiger Wan  
drer zurück!

Nich nicht scheuchft du hinweg aus fallens  
dem Blättergewimmel,

Blütengewimmel im Lenz war mir erfreu  
licher nicht.

Denn, wenn die dämmernde Nacht aufsteigt,  
und der feltene Wandrer .

Reißende Hand' anhaucht, fchödrend in Eile  
den Lauf,

Mantelverhüllt, das Gesicht nicht wendend  
in säumender Neugier,  
Wenn in dem rüthlichen Laub leises Ge-  
flüster sich regt,  
Dann zu dem Fenster mit lauschendem Blick  
hinschlüpfet das Mädchen,  
Streichet die Locke vom Aug, schäuft es  
mit wölbender Hand,  
Schilt die verhüllende Nacht, und befragt  
anwehende Lüfte,  
Ob sie der Schritte Geräusch bringen dem  
horchenden Ohr.  
Aber im helleren Schein herschimmernder Ker-  
zenbeleuchtung  
Seh ich von fern die Gestalt, doppelt den  
flüchtigen Schritt,  
Rauschend im Blättergewühl mit den tief-  
eingreifenden Sohlen,  
— Wie es der Knabe gespielt, treibt es  
besonnen der Manth. —

Nicht mehr zweifelt sie nun; weit lehnt sie  
heraus, und zurück dann  
Beugend, erhebt sie sich hoch, nicht zu ver-  
kennen dem Blick,  
Schließet das flirrende Fenster vernehmbar;  
bald an dem Pförtchen  
Drückt sie das Schloß, und im Arm halt'  
ich das liebliche Kind.  
Sei' in der Nacht, zu des herbſtlichen Parks  
einsamer Umgebung  
Wälen den Weg wir bald, finden bequem-  
lichen Sitz.  
Vieles erzählen wir uns, und berathen des  
künftigen Abends  
Sichere Zeit, daß geheim bleibe der nächt-  
liche Kuß;  
Denken des nahenden Winters Frost, und  
des ſtöbernden Schneesturms,  
Welcher die Pfade verweht, Mädchen zur  
Stube verbannt.

Manches erstinn' ich, erfreut des Gefundenen.  
Aber es mißfällt

Bald die verwegene That, bald der verdächtige Schein.

Küssend werden wir eins: nicht störe der winternde Frost uns,

Selbst wol findet sich Rath, kommt die gefürchtete Zeit!

Bald in dem Kusse verstummet das Wort,  
und es lassen die Lippen

Nicht von den Lippen, es ruht fester die Brust an der Brust.

Fesselgelbst entwaltet das Haar, und die braunlichen Locken

Wogen herab, es verhüllt Schönes das Schönerer mir.

Ah, da ertönet der Klang, der verhassete, mahnender Stunde,

Welcher den Pförtner herbei ruft, zu verschließen das Haus!



Nichts hilft Bitten, sie eilet dem leichthin-  
wehenden Blatt gleich,  
Aber es lispelt im Kuß: „Morgen!“ der  
freundliche Mund.

---

7.

Ungern seh ich, o Mond, frei sag' ich es,  
deine Beleuchtung!

Schön wol glänzt sie dem Aug', hellet dem  
Wandrer die Bahn;

Aber der Tag ziemt besser zur Wanderung.  
Darum beschattet

Uns ja die Nacht, daß vom Licht jetzt sich  
erhole die Welt.

Bleibt es denn Nacht, wenn so klar wie am  
Tag du die Gegenden aufhellst,

Daß den Begegnenden weit schon der Bes-  
egnende kennt?

Gleiches geschäh, wo die Maske gestattet  
der Wirth, wenn der Klügling

Nennt den Gast, und das Recht störte  
des munteren Fests.

Ob's auch mancher begehrt, der zuerst eintritt  
der Versammlung,

Nimmer gewährt's dennoch schicklicher Mas-  
kengebrauch.

Später vergeht auch selbst das Gelüst; es  
verbirgt die Verhüllung

Nur dem Gewimmel im Saal Blick und  
Gesicht und Gestalt.

Aber entmasket im Seitengemach zeigt frey  
sich die Bildung,

Was sich der Menge verbarg, gibt dem  
Vertrauten sich gern.

Oft auch rief ich, o Mond, dein silbernes  
Licht in den Tagen

Liebender Sehnsucht; doch jetzt, wo Mi-  
randa mich liebt,

Störe du nicht, schönwandelnder Mond, mit  
verrathendem Lichtstral,

Was die befreundete Nacht günstig in  
Dunkel verhüllt,

Heimlicher Liebe verborgenes Glück! Um-  
spähender Neugier

Hebe den schätzenden Flor nicht von der  
Liebenden Kuß;

Aber im einsam stillen Gemach und in heim-  
lichen Lauben

Zeige mit glänzendem Stral mir der Ge-  
liebtesten Reiz!

---

8.

Also schwanden sie hin, die beseligten Tage  
der Liebe;

Sehnendes Herz, fruchtlos ruffst du die  
goldnen zurück!

Halte dich still an vergangenes Glück. Es  
erfreut die Erinnerung;

Selbst der vergangene Schmerz wird dem  
Erinnernden süß.

Die ungenossen entfloß, die Minute, sie keh-  
ret nicht wieder,

Doch was du liebend umsingst, nimmer  
entreißt es die Zeit.

Steht in dem Busen verddet der Tempel des  
fröhlichen Eros,

Flammt einsam in der Brust, ach, uner-  
widerte Glut;

Pantheon werde das Herz der gefeierten  
Stunden der Jugend,  
Denkmal schönerer Zeit stehe der Opfer-  
altar;  
Und statt Hymnen der Lust und berauschem  
der Glut Dithyramben  
Edn' ein elegisches Lied, Lyra, verschwun-  
denem Glück.

---

9.

Kinder des Herbstes, genug! ihr sprosset heran,  
und erfüllet

Jeglichen Raum; ward euch einzig ein  
Garten geweiht?

Gönnt auch anderen Platz! Noch blüht Narziss  
und Viole,

Früheres Sommergewölk tauschte mit herbstlichem  
Schein.

Nur in dem Treibhaus reift die gezeitigte  
Frucht an dem Weinstock,

Draußen am Nebenspalter runden die  
Knospen sich kaum.

Sparet den duftlos prangenden Flor! Noch  
duftet die Rose

Zart an des Mädchens Brust, glühend  
am vollen Pokal;

Noch

Noch in dem munteren Spiel lieblosset der  
Echertz mit dem Kusse,  
Führen an rosigger Hand fröhliche Horen  
die Lust.  
Weichet zurück, ihr Kinder des Herbsts, ihr  
Schmachtenden Klagen  
Um hinfcheidendes Jahrs blütengefeierte  
Zeit;  
Süß wol tñnet der Schmerz in des Lieds  
sanftklagendem Wohl laut,  
Doch, der lebendigen Lust schalle die Nā-  
nie nicht!

---



10.

Laut aufwirbelte Trommelgetöse zu des Heers  
Generalmarsch,

Ringsher strömte die Schaar, füllte die  
Gassen der Stadt.

Harrend standen sie nun, es bemerkte der  
ordnende Hauptmann

Jeden, und prüfte mit Ernst Waffen und  
Kriegesgeräth.

Pfeifen ertöneten jetzt in das Beckenge-  
schwirr, Tamburine

Klingelten hell, kraftvoll herrschte der Pau-  
senkolof.

Endlich erscholl in dem Heer das Kommando-  
gebot zu dem Aufbruch,

Waffen erglänzten und hoch prangte das  
Adlerpanier.

Aus zu den Thoren der Stadt nun zogen  
sie. Freudig im Fenster  
Sah ich den wogenden Zug ziehn in das  
fernere Land,  
Blickt' in die Zimmer zurück, die geräum-  
ten, wo die gewohnte  
Reinliche Ordnung lang störte der feindli-  
che Gast,  
Freute der Ruhe mich dann, der so lang  
entbehrten, und träumte  
Mir mit den Früchten der Ruh' Pult und  
Regale gefüllt.  
Also träumt, wo das Wetter verzog, der be-  
rechnende Landmann  
Scheunen und Speicher gepantzt voll der  
gedröndeten Frucht:  
Aber ein Andres ersinnt das Geschick. Es  
entflieht dem Piraten  
Wal der Pilot, doch bald schwankt in dem  
Sturme das Schiff.

Fröhlich wandert' ich ans, es erglühete des  
sinkenden Abends

Glänzender Purpurschein, golden entwallte  
der Fluß,

Schwellend brachen die Knospen hervor, und  
es blühten die Gärten

Wippig im Frühlingshauch. Hier, wo Ge-  
wehre den Grund

Stampften, und eiserne Tritte des Heers,  
in verderblichem Kriegsmarsch,

Hoben in sprossendem Gras duftende Weis-  
chen das Haupt.

Leben und Lust durchströmte die Luft, in den  
knospenden Wipfeln

Dämmerte Frühlingsgrün, zwitscherte Lie-  
besgespräch.

Ringsum schaut' ich entzückt in das Blüten-  
gewühl und die bunte

Menge des Volks, ach bald sah ich die  
Einzig' nur,

Welche hervor hoch stralke, der Lilie gleich,  
in der Blumen

Holdem Gemisch, reizvoll, schlank, wie ein  
Göttergebild.

Langsam wandelt' ich fort, der Entzückenden  
nach: in die Dämmerung

Malte das Aug' ihr Bild, als sie das  
Dunkel verbarg.

Mit mir zog es zum Haus, da verweilet es  
nun, und verläßt mich

Nimmer, und stört die Ruh mehr, denn  
der feindliche Gast.

Jener verschonte die Nacht, und verdarb er  
sie, folgte des Morgens

Ruhige Zeit, nun raubt diese die Nacht  
und den Tag.

Jener verwirrt' in dem Haus des Geräths  
langübliche Ordnung,

Diese verwirrt mich selbst, daß ich ver-  
wirre das Haus.

Unglückseliger Tausch! Dort schreckt' ich den  
Quäler mit Drohung,  
Hoffte des Abschieds bald freudig erschei-  
nenden Tag;  
Aber, entwich das geliebteste Bild, nicht trüg  
ich das Leben,  
Ohne die süßeste Qual wär' es lebendiger  
Tod.

---

11.

Unter Kastanienbäumen, am grünumschatteten  
Theetisch

Saß ich, ersinnend im Schach künstlich  
entscheidenden Zug.

Kraftlos kämpfte der Feind und verschob,  
sich lange beratend,

Sinkender Macht Hinsturz, hart von dem  
Gegner gedrängt.

Stolz umschaut' ich, und harrte des Siegs  
kranztragender Göttinn,

Welche von Zeus' Saldthron senkt den be-  
glückenden Flug;

Aber es nahte mir ernst Adrastela's zürnende  
Gottheit,

Wandelte schnell das Geschick, machte den  
Spieler zum Spiel:

Gegen mir über behend hinstellte sie rächend  
Ämnen,  
Königinn war sie an Reiz, bot mir ein  
tödtliches Schach.  
Oftmals stellte sich zwar ein gedrechelter mo-  
discher Springer,  
Oder ein Laufer des Wirths vor mich und  
deckte das Feld,  
Doch bald drohte von anderem Platz der  
gefährliche Angriff,  
Immer begegnet sie mir, schlägt mir die  
Streiter hinweg,  
Hauset im gradauschreitenden Troß ernst-  
hafter Gedanken,  
Lähmet den springenden Scherz, stürzet  
den Thurm des Bedachts.  
Kaum noch bleibt mir ein Schritt, schon dro-  
het das Matt, in die eignen  
Läufer des Zweifels und Muths werd' ich  
gedrängt und erlegt.

Ganz nun bin ich besiegt, da ergreift der  
Beweger des Weltschachs

Alle Figuren, und Weiß legt er gelassen  
zu Weiß,

Schwarzes zu Schwarz; es entfloß mit schb-  
lichen Mädchen Ambne,

Langsam schritt ich zur Stadt stumm mit  
den Freunden zurück.





12.

Liebliche Blumen des Hains, und der kunst-  
reich prangenden Gärten,

Alle bewundr' ich, und weit lockt mich der  
lustende Schmuck:

Dich, Hyacinthe, du Wintergezeugete, Glock-  
kengeschmückte,

Heg' ich erfreut, du entzückst, holde Horten-  
tensia, mich.

Euch, buntblühender Tulpen Geschlecht, dich,  
zarte Begränzung

Farbiges Beets, Amarant, lieb' ich; es  
fesselte mich

Oft vielblättriger Rosen Gestalt, wenn die  
lieblichen Däfte

Schneeweiß prangender Kelch, oder ge-  
rötheter haucht,

Ober des Purpurs samteneß Blatt in ver-  
jüngendem Wechsel,

Ober an moosigem Stiel feurig erglühende  
Pracht.

Aber vor Allen entzückst du, o Lilie, mich,  
mit dem prangend

Silbernem Kelch, auf hoch sprossend er-  
grünendem Stamm,

Tage vergangener Lust vorrufest du mir; in  
dem Dufthauch

Schweben entzückender Zeit freundliche Geis-  
ter zurück. —

Abend war, und ich wandelte still eitsam in  
des Gartens

Blütengebüsch, Dämmerung schmiegte den  
Blumen sich an,

Beckend in blühendem Mund harmonische  
Liebesgesänge;

Klanglos flossen sie weit aus in die tau-  
scheide Luft.

Gleich sanftlispelndem Flötengesetz, aus blühenden Rosen

Wehte der Duft, und der Brust gab er verlangendes Weh.

Gleich dem Hoboesgetz durchdrang der Akazie Dufthauch

Sinn und Gemüth machtvoll, Goldpomeranzengezweig

Wehte mit süblichem Hauch gleich lockendem Lied der Chitarre;

Munter, wie Hörnergesang, dufteten Wiesen und Wald.

Hin zu des dunkelen Buchengezweigs hochwölbigem Laubdach

Lenkt' ich den Schritt, oft schwand dort mir in Traum die Nacht.

Ferher wehte der Lillenduft, Harmonikas wohl laut

Gleich, von dem Laubeugewölb wogt' er in schwellender Flut.

Sinneberauscht eintrat ich — o himmlisches  
Glück! in der Moosbank

Grünendem Schooß lag schön schlummernd  
Alwina vor mir.

Hochaufathmend erhob sich die Brust, von  
des Traumes Entzückung

Zeugte die lächelnde Glut küßengeöffnetes  
Munds.

Leise, den Traum nicht störend, umfing ich  
sie. Lippenberührung

Wagt' ich, und fühlte die zart spielenden  
Lippen im Kuß.

Fühlend regte sie sich, doch, halb noch schlum-  
mernd im Traume,

Schloß in den roßigen Arm fest sie den  
Glücklichen ein.

Ach, wer ertrug die entzückende Lust! In  
betaubendem Wahnsinn

Irrte der Kuß auf Stirn, Wangen und  
Lippen umher.

Plötzlich erwachte sie nun, lauschend, es  
hinderten schmeichelnd

Küssende Lippen den Mund, stillten mit  
Bitten den Zorn.

Lange verzog das vergebende Wort, sie er-  
freute sich schalkhaft

Flehender Liebkosung, heuchelnd erzürneten  
Blick.

Endlich lächelte wieder das Aug, und erglü-  
hende Lippen

Sprachen Versöhnungswort aus in ent-  
zückendem Kuß.

Liebend umfing ich die Liebende nun, und sie  
duldete willig

Augen und Mund und des Arms fesselnde  
Liebesgewalt.

Sterne bestrahlen mit hellerem Licht das be-  
seligte Nachtfest,

Als weißschimmernden Stral dämmernder  
Morgen erhob.

Zürnend sah sie den Tag und entstellte; aber  
am Abend

Harrt' in dem Lilienduft wieder das süße-  
ste Glück.

Darum lieb' ich vor allen die Lilien: wo sie  
erblühen,

Auft die Erinnerung mir selige Nächte  
zurück.

---

13.

Was ich beginn' im Gesellschaftssaal, wo  
jeglicher Abend  
Glänzendes Schimmergewühl sammlet zu  
festlichem Prunk?  
Nicht in der Tänzer verschlungene Reihn  
einneng' ich die Tritte,  
Noch in der Staatswohlfahrt Plane das  
rechnende Wort;  
Karten erfüllen die Hand an dem kerzenbe-  
leuchteten Whisttisch,  
Karten des Spiels, vormals mir wie die  
Sünde verhaßt.  
Denn an dem Tisch, mit des lächelnden  
Munds einladender Lockung,  
Winkt Lodoiska, wer blieb fern, wo die  
Liebliche ruft?

Ge

Gegen mir über, Gefährtin im Spiel, jetzt  
hebt sie die Karten,  
Zeigt einladendes Blatt, freut sich, befol-  
getes Winks,  
Liest in geworfener Karte verborgenes Spiel  
und begünstigt  
Jedes Versuchs Kühnheit, fordret zu küh-  
neren auf,  
Selbst zu gesprochenem Wort des entschei-  
dend fragenden Aufrufs,  
Welcher des innersten Spiels tiefstes Ge-  
heimniß enthüllt.  
Wechselt im Laufe des Spieles der Platz,  
an der Lieblichen Seite  
Find' ich den Sitz, oftmals leise berühr'  
ich die Hand,  
Wenn ich das Kartengemeng ihr biete zu  
wechselndem Abhub,  
Oder zu künftiges Spiels neuem Gebraus-  
che bequem.

Ec. III.

[ 14 ]



Manches gewährt auch günstiges Glück: Bald  
gleitet vom Spieltisch  
Nieder ein Blatt und verbirgt tief sich im  
Faltengewand;  
Bald, Grönlandern im Fenster zu kalt, gleich  
südlicher Sonne  
Glühet der Ofen, es droht flammendes  
Licht dem Gelock;  
Dann, nicht säumend, erhasch' ich im Flug  
den entronnenen Flüchtling,  
Ordne den Schirm, und die Blut tilg' ich  
im ringelnden Haar.  
Oft auch gibt mir ein Wort und ein freund-  
licher Blick die Belohnung:  
Aber es endet das Spiel; ach, mit dem  
Spiele das Glück!  
Fruchtlos zeig' ich des bittenden Augs ein-  
ladende Blicke,  
Wage der sehnennden Brust liebende Fra-  
gen umsonst;

Nimmer vergilt sie den Ruf, ach, nimmer  
vom freundlichen Auge  
Stralet der liebende Blick, den ich geber-  
ten, zurück.

Welt entflohn ist der Scherz; wer bringt  
den verirreten Flüchtling  
Wieder zurück? wer schirmt mich vor der  
sehnenden Glut?

Wer wird löschen die Flammen der Brust?  
Lodoiska, wie grausam  
Rächen die Gluten den Raub goldenes  
Ringelgelocks!

Stets nun schwindet die Nacht und der Tag  
mir in ewiger Sehnsucht,  
Einzig am Abend gehn glückliche Sterne  
mir auf.

---

14.

Nah dem Thor steht künstlich erbaut ein  
niedliches Hüttchen,  
Messebesuchender selbst städtebewanderndes  
Haus,  
Nicht zum Bewohnen bestimmt dem gewinn-  
nachreisenden Fremdling,  
Waare verkauft er darin, nicht von dem  
fernen Gestad  
Schwimmende, durch blauwogende Flut im  
geflügelten Meerschiff,  
Nicht tieffinkendes Rads rossenverderbliche  
Last;  
Näher gewährt sie der Platz des Verkaufs,  
und es bringen die Käufer  
Oft, unwissend, ein Stück köstlicher Waare  
herbei.

Denn, wenn sonniges Licht umglänzet die  
Stadt und die Gegend,

Faßt ein künstliches Glas oben im spitz-  
gen Dach,

Gleich dem beschauenden Aug, das Gebild,  
und die treue Gestaltung

Senkt es hinab, bunt schwebt drinn die  
verkleinerte Welt.

Ringsher strömet die Menge, und dicht in  
die dunkle Kammer

Drängt schaulustige Schaar müßiges Vol-  
kes sich ein.

Raum faßt alle der Raum, doch weichen sie  
nicht, und versuchen

Kräfte des Worts und der Faust nimmer  
bezweifeltes Recht.

Einst nachfolgt' ich dem Zug, von der Men-  
ge gelockt, die den Eingang

Weit umlagerte, kaum hielt sie der Pfort-  
ner zurück.

Denn auffauchzendes Jubelgeschrei scholl oft  
in dem Innern,

Weckte der Neugier Qual, scheuchte die  
fromme Geduld.

Endlich erschien der gehoffte Moment. Auf  
sprangen die Pforten,

Rühmend und heiteres Blicks strömte die  
Menge heraus.

Nings an den weißlichten Tisch nun drän-  
gen sich dicht die Beschauer;

Dunkeler wird's, schon zeigt bunt sich ein  
Schattengebild.

Gaffend schreitet der Bauer heran, und ver-  
sucht an dem Schenktisch

Saures Getränk, Franzwein nennt es der  
Wirth, und er zalt.

Früchte des südlichen Lands anbietet der wan-  
delnde Krämer

Tadelnden Kauffern, erzürnt schließt er den  
Deckel des Korbs.

Stoßendes Schritts, lorgnettenbewaffnetes  
Aug in die Gegend

Weit umwendend, erspäht Mädchen ein  
Nesfelegant.

Dort im Gedräng zuströmendes Volks, spitz  
hubenergreifend,

Über der Stadtpolizei Kern das Perso-  
nenorgan.

Koffespannt rollt flüchtig ein Wagen da-  
her; es verläuft sich.

Schnell das Gedräng, laut lacht nun das  
beschauende Volk.

Welches Gewühl! ward lebend ein Bild  
flamändisches Meisters?

Wahrheit scheint das Bild, künstliches  
Werk die Natur.

Starr zu dem Tisch blickt jegliches Aug;  
doch schöneres Bildniß

Zeiget sich mir. Schloß wol draußen der  
Himmel sich auf?

Faßte das künstliche Glas mit dem aufwärts  
blickenden Auge

Hohe Madonnengestalt, schön, wie sie  
Sanzio sah?

Begen mir über am Tisch, in des Tags matte  
leuchtendem Abglanz

Schwebt sie, die künstliche Nacht deckt sie  
mit dämmerndem Flor.

Doch jetzt öffnen sich schnell tagbergende Pfor-  
ten, der Lichtglanz

Erdrmt allmächtig herein, bleicht die Bil-  
der der Nacht.

Gleich Traumschatten verschwinden sie schnell,  
wenn das Aug die verschloßnen

Pforten dem Tag aufthut; aber das gött-  
liche Bild

Stand in dem Glanz, der das Schattenge-  
bild ausschien, es erhöhte

Mächtiger Schönheit Reiz nur der beleuch-  
tende Tag.

Stets hinwandt' ich das Aug; bald stand in  
des innersten Herzens

Dunkeler Kammer das Bild, immer be-  
schau' ich es nun,

Denn es erhält Sehnsucht in der Brust mir  
trauriges Dunkel,

Bis ich die Himmlische selbst halte, ver-  
weist da das Bild.

Dann aus dunkeler Kammer verweist' ich es:  
ewiges Licht glänzt,

Wo sie erscheint, und die Lust schwebt in  
dem heiteren Stral.

---



15.

Dankbar hab' ich genannt, was die Huld  
amathusischer Gottheit

Bittres und Süßes gewährt. Schüzet das  
dankende Lied,

Götter, daß nicht mißdeutend unlauterer  
Sinn es verlese,

Oder verdrüßlicher Mund spreche das kritt-  
lende Wort.

Sahet ihr gütig es an, so ertheilt mir ein  
günstiges Zeichen:

Last mich lieben, so lang Lied und Gesang  
mich erfreun;

Und, vollkommenes Glück zu gewähren, so  
lang mich der Liebe

Selige Wonne beglückt, gönnet die Gabe  
des Lieds.

---

L i e b e   u n d   K u n s t .



---

Das Erwachen des Kunstsinnes fällt mit dem Erwachen der Liebe in die schöne Periode des Lebens, in welcher die Natur ihr Bildungsgeschäft an dem Menschen vollendet hat, und ihn nun, als mündig zu dem Reiche der Vernunft, der Freiheit und der eignen Bildung überläßt. Indem sie ihm, als Naturwesen, die letzte und heiligste Gabe, ihr eignes Bildungsgeschäft für die Fortdauer seiner Gattung, anvertraut, weiht ihm die Freiheit, durch ihr erstes Geschenk, die Phantasie, zum höhern Vernunftwesen. Der freie Mensch hört nun auf, sich bei der bloßen Zweckmäßigkeit in der Welt, und dem, was Konvenienz unter

den Menschen sanktionirt hat, zu beruhigen; er fühlt, daß Alles dieses, ihm, den selbstsüchtigen Interesse noch nicht in die Fesseln einer erkünstelten Nothwendigkeit geschlagen hat; nicht genügt, und, indem er so das Unbekannte sucht, das Alles, was ihn umgibt, und ihn selbst, mit sich in Übereinstimmung setzen soll, entsteht ihm eine neue, äußere und innere Welt, deren Prinzip nicht Zweckmäßigkeit und Selbstsucht, sondern das Schöne und das Gute ist, die Welt der Kunst und Liebe.

Alle, welche über Kunst und Liebe geschrieben und gesprochen haben, und durch das, was sie schrieben und sprachen, zeigten, daß sie ein Recht hatten, über diese Gegenstände das Wort zu führen, behaupteten einstimmig, daß Liebe und Kunst etwas Unerklärliches seien, welches Niemand begreiflich gemacht werden könne, der es nicht von Natur schon begriffen habe. Man hat ohne

Grund darüber gespöttelt, und diesen Blüten der reinen Phantasie den Vorwurf der Phantasterei gemacht. Ist denn die Wahrheit, die Frucht jener Blüten, anders begreiflich, als durch die Gabe des Himmels: Wahrheitsinn oder Weisheit? Wem die himmlischen Horen: Kunst, Weisheit und Liebe nicht aus freier Gunst die Pforte des Olymps öffnen, der wird nie die ewige Wahrheit, Harmonie des Geistes und der Natur, erblicken, ihm verhüllt die Wolke ewig das höhere Licht, er bleibt in dem niedern Reiche der Nothwendigkeit und des Gesetzes, dessen Thore die irdischen Schwestern: Zweckmäßigkeit, Klugheit und Selbstsucht Jedem, ohne Auswahl, öffnen. Zu allen Zeiten war man daher gewohnt, die Fähigkeit, etwas hervorzubringen, was sich nicht nach Regeln der Zweckmäßigkeit beurtheilen läßt, dem Wirken eines höhern Wesens, eines Genius, zuzuschreiben, wel-

her die Handlungen des begünstigten Menschen, diesem selbst unbewußt, regiere, und die Worte, Genie und Genialität, womit die Sprache jene Fähigkeit bezeichnet, deutet noch auf jene Ansicht hin. Es giebt aber nicht allein ein Genie für das Schöne und Wahre, sondern auch für das Gute; die Liebe, im reinsten Sinne des Wortes, ist diese Genialität für das Gute.

Kunst und Liebe gehen aus einem gemeinschaftlichen Stamme hervor, aus dem Streben des Geistes nach Harmonie. Denn was will der Künstler mit dem Ideale, welches er zu erreichen strebt, und der Liebende mit dem, was er Herzensbedürfniß nennt, anders andeuten, als ein Streben nach Harmonie seines Erkennens und Handelns mit den Forderungen von Etwas, das er in sich fühlt, und nur mit dem Namen seiner höhern, von der Wirklichkeit unabhängigen Natur zu bezeichnen vermag? Aber vollkommene  
Har:

Harmonie, der Einklang gleichsam aller Natur, ist nur da, wo alles Endliche verschwindet; daher gesteht der Künstler gern, daß sein Ideal in der Darstellung nicht erreicht, und der Liebende, daß sein Herzensbedürfniß in der Wirklichkeit niemals befriedigt werden könne. Wäre es möglich, daß der endliche Geist jene Harmonie selbst erreichen könnte, so würde er nicht mehr ein endliches Wesen, sondern das Unendliche selbst seyn, die Wirklichkeit würde vor ihm verschwinden, aber eben so auch das Schöne, Wahre und Gute. Denn wie das Farbenspiel der Natur in reinem Lichte sich auflöst, im Dunkel erlischt, und nur aus der Verblindung von Weidheit hervorgeht, so bilden das Schöne, das Wahre und das Gute die erkennbaren Strahlen des Unendlichen, welche in der Wirklichkeit erloschen sind, in dem Unendlichen selbst verschwinden, und nur in dem Idealen, welches beide verbindet, erscheinen.



Kunst und Liebe haben also das Gemeinschafeliche, daß sie beide in einem Streben bestehen, das Unendliche in dem Endlichen darzustellen. Die Kunst versucht diese Darstellung an einem Gegenstande außer sich, die Liebe an dem Geiste selbst, welchen sie beseelt. Der Künstler sieht daher in seinem Gegenstande die formlose Masse, die er behandelt, um sie zum Abbilde seines Geistes zu machen; der Liebende hingegen sieht in seinem Gegenstande das Ideal, in welches er sich verliert, um sich selbst ihm anzubilden. Dieses Entgegengesetzte in der Richtung von beiden, bei dem Gemeinschafelichen in ihrem Ursprunge, ist der Grund der Wechselwirkung, in der wir Liebe und Kunst bei Menschen, welche ihrer fähig sind, erblicken. Sie erregen wechselseitig eine die andere, und es ist so gewiß, daß Bildung für das Schöne den sittlichen Charakter weckt, als daß dieser sittliche Charakter zum Auffassen der wahren

reinen Schönheit unentbehrlich ist. So begränzen sie sich wechselseitig, indem sie sich gegenseitig als Merkmale ihrer Reinheit dienen; und der denkende Beobachter der Natur wird in dieser höhern Region des Geistes dieselben Kräfte erkennen, welche durch die ganze Natur wirken, und ihr Daseyn begründen.

Die Kunst sucht einen Gegenstand, auf welchen sie wirkt; die Liebe einen Gegenstand, welcher auf sie zurückwirkt. Denn der Künstler trägt sein Ideal in sich, und will es im äußern Gegenstande darstellen. Der Liebende hingegen will in sich selbst das Unendliche bilden; er sucht daher sein Ideal außer sich, um sich mit ihm zu vereinigen. So lange dieses Streben durch nichts fixirt wird, äußert es sich als Kunst im Allgemeinen, welche oft in diesem Sinne sehr treffend poetischer Geist genannt wird; und als Liebe im Allgemeinen, welche nicht

nur als Menschen; Liebe die ganze Menschheit umfaßt, sondern mit ihrem reinen Wohlwollen selbst vernunftlosen Geschöpfen begegnet. Denn eben weil der Liebende nicht etwas außer sich, sondern sein eigenes Selbst zum Bilde der unendlichen Harmonie erheben will, fühlt er sich zu allem hingezogen, woraus ihm eine Spur des Unendlichen entgegen blickt. So entsteht die Möglichkeit eines moralischen Verhältnisses des Menschen zu der lebenden vernunftlosen Natur, welches man vergebens aus sogenannten unvollkommenen Pflichten, die zu fordern Niemand berechtigt seyn soll, abzuleiten versucht hat. Rechte können nur in dem Menschen verletzt werden; der Unstellige aber wird verächtlich, nicht weil er ein Recht verletzt, sondern weil er seinen eigenen Werth, als vernünftiges Wesen, zerstört, und, statt durch Freiheit sich zu erheben, durch den Mechanismus der Begierden sich erniedrigt. Aus

dieser, alles umfassenden, Liebe, verbunden mit poetischem Geiste, entstanden in der jugendlichen Periode der Menschheit die mythischen Religionen. Die Liebe fand überall in der Natur, in der Schönheit ihres Werdens und in der Majestät des in ihr Bestehenden, in ausbrechenden Blüten und in drohenden Felsenmassen, die Spuren des gehandeten Unendlichen; der poetische Sinn belebt das Todte und beseelt das Lebende, und so erkannte nicht die Vernunft die wirkenden Kräfte, sondern die Phantasie schuf aus ihnen übermenschliche Wesen, welche, abhängig vom Schicksal, — so nannte die dunkle Ahndung das Unendliche — die Natur, freundlich oder feindlich gegen die Menschen, beherrschten. Eine ähnliche mythologische Stimmung begleitet auch das Erwachen der Liebe und des Kunstsinnes in dem einzelnen Menschen. Wie dem ganzen Menschengeschlechte, so kommt auch dem Ein-

zeln die Natur in aller ihrer Schönheit und Bedeutung entgegen. Der erwachende Mensch fühlt ihre Schönheit, ahnet ihre Bedeutung, es ist ihm, als sprächen Stimmen, dem äußern Ohre unvernnehmbar, aus jeder Knospe und aus jeder Blüte zu seinem Geiste. Jedes Wesen scheint ihm beseelt, und indem er, sich selbst unbewußt, das eigene Bild seiner Empfindung in dem Spiegel der Natur anschaut, scheint ihm die welkende Blume zu trauern, und die Nachtigall über entflohenes Glück zu klagen. Eine glühende Begeisterung für alles Ideale erfüllt ihn, er äußert laut seine Verachtung gegen alles Niedere, strebt mit aller Kraft gegen die Fesseln des Herkommens, und spricht und handelt mit Wärme gegen alle auf bloße äußere Ungleichheit gegründete Anmaßung. Ob nun diese Liebe zum Ideale sich selbst in nie befriedigter Sehnsucht verzehren, oder, wohlthätig für die Menschheit, im weitern

oder engern Kreise wirken solle, ob sie, in religiöser Schwärmerei, sich in Schöpfungen ihrer Phantasie verlieren, oder, in bizarrer Affektation, bloß das Herkömmliche vernachlässigen, und, wenn Macht sie unterstützt, selbst zerstören werde, — dieses bestimmt einzig der Einfluß der äußern Umstände, welche das Erwachen dieses Zustandes begleiten, und der Verhältnisse, welche ihm vorhergingen, und den Charakter des Menschen bestimmten.

Unter diesen allgemeinen und vereinten Wirkungen der Kunst und der Liebe, leuchtet immer ein Streben hervor, sich auf etwas Bestimmtes zu fixiren, welches entweder durch Kunst hervorgebracht, oder mit Liebe umfaßt werden soll; und in der Art, wie Kunst und Liebe ihre Bestimmungen als einzelne Gattung der Kunst, z. B. als bildende, oder als bestimmte Gattung der Liebe, z. B. als Geschlechtsliebe, erhalten, zeigt sich von neuem die tiefe Uebereinstimmung in ihrer Natur.

Wie das Unendliche selbst in dreifacher Gestalt sich im Endlichen offenbart, nachdem es nehmlich als das Schöne von den Sinnen angeschaut, als das Wahre von dem Verstande gedacht, oder als das Gute von der Vernunft gewollt wird, so zeigt sich das Schöne, welches die Kunst hervorzubringen strebt, ebenfalls entweder in Gestalten oder in Begriffen oder in Ideen, und so entstehen die drei Classen der Künste: die bildende, welche dem Sinne unmittelbar Gestalten darstellt, die Dichtkunst, welche durch Begriffe das Schöne darzustellen sucht, und die Musik, die heiligste von allen Künsten, deren sinnliches Material selbst das ist, was alle andere Künste als das Ueberfinnliche in ihnen heiligt: Harmonie und Rhythmus. Was durch sie dargestellt wird, sind Ideen oder die reinen Formen der innern Empfindung: daher ist jede ihrer Darstellungen schön, so bald sie wahr

ist. Sie vermag auch nichts Unsttliches darzustellen, und da also das Schöne, welches ihr Gegenstand ist, nichts anders als das Gute seyn kann, so vereinigen sich in ihr alle Strahlen des Unendlichen. Das Heilige ihrer Darstellungen ist deswegen nie unmittelbar dem äußern Sinne gegeben, sondern einzig vernehmlich durch die reinste Allegorie des Rhythmus und der Harmonie, in einem Mittel, welches ohne Körper, ohne Substanz und ohne Raum von den Sinnen erkannt wird, in den Tönen; und dieses Allegorische erhebt sie so hoch über die andern Künste, daß ihre Werke selbst in einer idealen Natur noch Kunstwerke bleiben würden, während die bildende Kunst und die Dichtkunst, welche durch Bild und Begriff darstellen, in der idealen Wirklichkeit verschwinden müßten. Daher läßt die schwärmende Phantasie die Wohnungen der Seligen nur von Gesängen und Saitenspiel widerhallen;



denn jede andere Kunst würde in den himmlischen Regionen sich in reine Natur auflösen. —

Eben so wie die Kunst, bekommt auch die Liebe ihre verschiedenen Bestimmungen, als Geschlechtsliebe, Freundschaft und Elternliebe, oder vielmehr Mutterliebe; denn die Liebe des Vaters, wo sie auch wirklich sich findet, ist nicht rein und unmittelbar im Gefühle gegründet, sondern vermittelt, durch die Liebe der Gattin oder durch sentimentale Reflexion.

Die bildende Kunst ist die älteste von allen; denn ehe noch der Mensch seine Begriffe ordnen und gebrauchen lernt, ist er schon mit dem vertraut, was ihn die bloße Anschauung lehrt. Daher waren Bilder die erste Art der Schrift, und sichtbare Zeichen dienten früher der Mittheilung als Worte. So entwickelt sich auch die Geschlechtsliebe zuerst in dem Menschen, und bildet

im Reiche der Liebe das Gegenstück zu der bildenden Kunst. Gestalten sind es, in welchen bildende Kunst die Ideen des Schönen der Anschauung darzustellen strebt, und Schönheit der Gestalt ist es, was in dem Menschen die Geschlechtsliebe erweckt. Bei aller Freiheit, mit welcher der bildende Künstler seine Darstellungen behandelt, fesselt ihn doch die Natur durch die von ihr bestimmte Form der darzustellenden Gegenstände; auf gleiche Art bestimmt sie durch das Verhältniß der Geschlechter und ihr gegenseitiges Streben nach Vereinigung die Geschlechtsliebe, und so bestehen beide, wie alle Liebe und alle Kunst in der innigsten Vereinigung des Getrennten, der Freiheit und Nothwendigkeit. Wie ist nun aber zwischen Liebe, diesem von aller Selbstsucht freien Wohlwollen, und dem selbstsüchtigsten aller Naturtriebe, welcher die Geschlechter vereinigt; eine Verbindung denkbar? Die gänzliche Verschie-

denheit dieser zwei Dinge und die Schwierigkeit, sie in der Geschlechtsliebe vereint zu denken, veranlaßte oft bei sinnlichen Wollüstringen den Wahn, als sey sie bloßer Naturtrieb, und bei hyperphysischen Moralisten die Forderung, daß sie frei von allem Triebe seyn solle. Allein wie bildende Kunst weder in einer slavischen Abbildung der Natur, noch in einem völligen Lossagen von ihren Regeln besteht, so ist auch die wahre Natur der Geschlechtsliebe nicht in einem dieser Extreme, sondern einzig in ihrer Vereinigung zu finden. Man ist darüber einig, daß die erste Liebe die reinste und heiligste, oder, genau zu sprechen, die einzige wahre Liebe sey; aber ihr Erwachen zeigt auch dem Beobachter, wie in ihr die Natur und die Freiheit auf das innigste mit einander verschmelzen. Wie zur Zeit der Blüthe die Natur am mächtigsten in der Pflanze wirkt, indem sie das bloße Erhaltungsgeschäft beschlossen hat, und nur

eine Kraft erweckt, welche auf etwas außer dem bloßen Daseyn gerichtet ist, so wirkt sie auch in dem Menschen in der Periode, wo seine Organisation für sich selbst vollendet ist. Pflanze und Thier, als bloße Naturwesen, folgen dieser Wirkung der Natur nach den Gesezen ihrer Organisation, deren Resultat wir bei den Thieren Instinkte nennen. Aber in dem Menschen, welcher außer der Natur auch der Freiheit angehört, wohnt noch ein Vermögen, welches Freiheit und Natur verbindet, indem es von beiden Seiten afficirt werden, und selbst beide Naturen, die höhere und die niedere, afficiren kann, — die Phantasie. Jede Veränderung in der körperlichen Organisation bewirkt eine Thätigkeit in ihr, und jede ihrer Thätigkeiten, wenn sie durch Freiheit erregt wird, eine analoge Veränderung im Organismus. Nur durch diese Eigenschaft der Phantasie, als Mittelvermögen, lassen sich

ihre unerklärbar scheuenden Affektionen und Wirkungen erklären, welche, eben wegen des Mangels einer hinreichenden Erklärung, die Phantasie bisher zu einem Gräuel der Systematiker und zum Schooßkinde der Popular-Philosophen gemacht haben. Sobald nur die Natur auf jene ungewohnte Art in dem Menschen zu wirken beginnt, so wird die Phantasie auf eine eben so neue Art erregt, und zur Thätigkeit aufgefordert. Die Bilder der Gegenwart und der Wirklichkeit genügen ihr nicht mehr, sie ruft die Bilder der Vergangenheit zurück, und indem diese schöner oder doch interessanter durch die magische Beleuchtung der Erinnerung erscheinen, und so die Gegenwart beschämen, ist der erste Schritt zum Idealisiren gethan. Zwar sucht die Phantasie, indem sie von der Natur erregt wird, noch nicht das reine Schöne, sondern das Interessante; weil ihr Bedürfniß auf eine Thätigkeit der

Natur gerichtet ist; aber zu gleicher Zeit ist auch außer der Natur die Freiheit in dem Menschen thätig, und leitet ihn als Liebe zu dem Schönen hin. So vereinigt die jugendliche Phantasie ihre Richtung auf das Schöne, mit der vollen Kraft der ausgebildeten Natur. Doch nur der Beobachter bemerkt den Unterschied zwischen dem gesuchten Schönen und dem Interessanten, nicht der Suchende selbst. Dieser glaubt das Schöne in dem Interessanten, und das Interessante in dem Schönen zu finden. Sein Interesse wird dadurch geläutert, denn nur das zugleich Schöne kann ihn interessiren; aber sein Streben nach dem Schönen bekommt auch eine eigne, seiner Natur fremde, Wärme; denn in dem Schönen sucht und sieht er zugleich das Interessante. Der Geschmack der Jugend hat daher zwar nicht immer kritische Richtigkeit, aber er zeichnet sich durch Feinheit und

Delikatesse aus. Bei dieser erhöhten Thätigkeit der Phantasie genügen ihr nun alle Bilder der Wirklichkeit und der Vergangenheit nicht mehr, sie sucht etwas außer sich, welches dem entspreche, was sie in dunkeln Gefühlen als etwas Unausprechliches ahnet, und so entstehet die Unruhe und Sehnsucht, welche das Erwachen dieser Liebe begleitet. Es ist ein Streben, dessen Grund und Zweck der Mensch nicht kennt, ein Sehnen nach Etwas, das diese Welt nicht zu enthalten scheint; daher die religiöse Schwärmerei der ersten Liebe, und das Vergöttern des geliebten Gegenstandes, welches uninteressirtes Anschauen reiner Schönheit nicht bewirken könnte.

Das Schöne wird geliebt, wo es sich nur zeigt; wir lieben die Natur, wir lieben den Freund, und würden bei genauer Aufmerksamkeit diese unbestimmte Liebe des Schönen in ihm von der bestimmtern Freundschaft wohl

wohl unterscheiden können. Auch die Schönheit der menschlichen Gestalt im entgegengesetzten Geschlechte wird geliebt, und wenn wir diese Liebe von allen Einwirkungen der Geschlechts-Eigenschaften entkleiden, so ist sie von der Liebe des Schönen überhaupt nicht verschieden. Aber was ist menschliche Schönheit? Ist sie sichtbarer Ausdruck der zweckmäßigen Organisation des Individuums, oder zugleich Abbild des Geistes und seines freien Wirkens? In das erstere kann man sich nur verlieben, das zweite wird wirklich geliebt. In so fern aber Schönheit angesehen wird als Ausdruck des Geistes, zeigt sie sich auch im Handeln; nicht also bloß die bestehende Form, sondern auch das Wechselnde, die Handlungen, des Menschen können der Gegenstand werden, auf welchen Liebe sich richtet, in so fern sie nehmlich Ausdruck einer sittlichen Stimmung — Grazie und Würde — sind. Diese Schönheit in Ge-

etc. III. [ 16 ]



gestalt und Handlungsart ist es nun, worauf die erste Liebe sich richtet, und in dieser freien Richtung auf das Ideale besteht eben ihre Reinheit. Der unverdorbene Mensch wird zu seiner ersten Liebe nicht durch Reize geweckt, und der Antheil des Geschlechts entgeht ihm noch in Gestalt und Handlungen; ihm ist Weiblichkeit noch Grazie, und Männlichkeit edler Anstand; daher bemerken wir bei ihm eine äußerste Zartheit der Empfindung und eine innige Vereinigung des ästhetischen und moralischen Sinnes. Sein Ideal der Schönheit ist noch, ohne alle Beziehung auf Geschlecht, bloß dem Geiste vorschwebend, um das, was er in sich selbst ahnet, als bestimmt in einem Gegenstande, aufzufassen; daher die Schwärmerei der Freundschaft in dieser Periode, wo sie von der richtungslosen Liebe das in spätern Jahren erlöschende Feuer erhält. Später erst gesellt sich die Vorstellung des entgegengesetzten Ge-

schlechtes zu diesem Ideale, aber auch dann noch mischt sich die Idee der reinen Schönheit nicht mit den Empfindungen des, von dem Geschlechts, Eigenschaften abhängenden, Reizes. Nur indem sein eigenes Geschlecht den Menschen für Einen bestimmtern Theil der Schönheit, für die Grazie oder die Würde, mehr ausbildet, sucht er sich, nach Platons Dichtung, seine zweite Hälfte, und folgt dem Grundgesetze der ewigen Natur, die im Geistigen, wie im Körperlichen; die Entgegengesetzten durch Liebe mit einander vereinigt. So finden sich die Geschlechter durch Freiheit, und bilden in ihrer Vereinigung die vollendete Menschheit. Indem aber das Ideal des Liebenden unter dem entgegengesetzten Geschlechte seine Stelle erhält, entscheidet sich sein Schicksal in Ansehung seiner Liebe, und wie wir der Zeit und dem Orte, wo die Entscheidung unsers Schicksals uns erwartet, mit bangem, zweifelndem Ge-

fühl entgegenblicken, und, erfüllt von Hoffnung und Furcht, uns abwechselnd angezogen und zurückgestoßen fühlen, so glaubt der noch reine Mensch in dem entgegengesetzten Geschlechte ein Heiligthum vor sich zu sehen, aus welchem das verklärte Ebenbild der Schöpfung seines Geistes hervortreten wird, und in zweifelnder Ungewißheit fühlt er sich bald hingezogen, bald in sich selbst zurückgedrängt. Erblickt er nun jetzt sein Ideal in der Wirklichkeit, so liebt er es mit der reinsten Liebe, fern von allen Aussichten auf Sinnengenuss; kaum daß selbst der schöne Ausdruck des Geschlechts in dem Geliebten ihn anders, als Schönheit im Allgemeinen, rührt. Der Liebende erröthet vor dem Bewußtwerden des Antheils, welchen Geschlechts-Eigenschaft an seiner Empfindung hat; er wagt es weder sich selbst, noch dem Geliebten zu bekennen, was er nur dunkel ahnet, und, wie jedes seiner heiligsten Gefühle, nie

ohne Schleier zu erblicken wünscht. In jeder Bestimmung dieser dunkeln Gefühle, glaubt er das Bild des Geliebten und die Heiligkeit seiner eigenen Empfindung zu entweihen; er liebt daher in seliger Schwärmeret, selbst unbekannt dem Gegenstand seiner Liebe, und umfaßt in der ruhigen Schönheit der Natur das reinste Bild des Geliebten. Wenn das Schicksal jetzt mit gleicher Liebe ihm den Geliebten entgegenführt, dann feiert der Genius der Liebe seinen höchsten Triumph, und in unzertrennlicher Vereinigung stehen die Liebenden, ein angestauntes Wunder von den Zeitgenossen und Nachkommen. Keine Zeit, kein Raum, kein Schicksal vermag sie zu trennen; denn ihre Liebe ist ewig, wie die Gottheit, die jeden Augenblick ihres Lebens erfüllt.

Aber nur Wenigen wird diese Gabe des Himmels. Wenn auch einmal ein unverborbener Mensch durch einen glücklichen Zu-

fall aus den Händen der Erzieher hervorgeht; wo findet dieser Einzelne wohl ein ihm gleiches, eben so begünstigtes Wesen? Er sucht oft lange vergebens, bis endlich der Glanz des gesuchten Ideales erblickt. Man schließt er sich lebend an ein Wesen an, das ihm, vielleicht durch bloßen Trieb geleitet, entgegen kommt. Geschäftig trägt die Phantasie alle Vollkommenheiten seines Ideals auf dieses Wesen über; und in ihrem verschönernden Spiegel erblickt er nun der Geliebten täuschendes Bild. Bald wirken nun auf ihn die Reize des Geschlechts, und im Bewußtseyn, daß seine Gefühle von reiner Liebe ausgingen, überläßt er sich willig dem ungewohnten Zauber. Mächtiger wird nun die Macht der Natur, und fettet den Liebenden mit doppelten Banden an den Geliebten. Auch dieses ist Liebe, wenn auch nicht jene hohe, himmlische, welche sich selbst im Ideale verliert. Wie aber der Liebende An-

fangs sein Ideal in den Geliebten übertrug, so bestimmt nun die Gestalt des Geliebten seine eigene Idee von Schönheit, und hieraus erklären sich die sonderbaren Eigenheiten der Liebenden in ihren Meinungen über Schönheit, und die Erscheinung, daß Formen, welche vom Ideale des Schönen oft sehr abweichen, dennoch innige Liebe erwecken können. Selbst wenn Zeit oder Verhältnisse diese Liebe zerstört haben, wecken noch ähnliche Formen, durch Mitwirken der Phantasie, jene dunkeln seligen Gefühle, und bekommen so, bei allem Mangel wahrer Schönheit, durch die Erinnerung, ein eigenthümliches Interesse, bis endlich jenes Bild des Geliebten mit der Phantasie selbst nach und nach verschwindet. Es ist leicht einzusehen, daß dieses Interesse an ähnlichen Formen kein reines Wohlgefallen ist, sondern daß der Reiz den größern, fast einzigen Antheil daran hat, nur mit dem Unterschiede, daß er

dem Gegenstande nicht reell, sondern nur ideell, mittelst der Phantasie, zukommt; und schon dieser Umstand zeigt, wie wenig es möglich sey, zum zweitenmale mit der Reinheit des ersten Gefühles zu lieben. Die zweite Liebe geht, selbst in ihrem reinsten Entstehen, vom Interesse aus, nicht mehr vom reinen Gefühl des Schönen; und wer einmal geliebt hat, der ist für reine Liebe und ihre Seligkeiten auf immer verloren.

Daß es Bildner gebe, welche nichts weniger, als bildende Künstler, und Bilder, welche keinesweges Werke der Kunst sind, hat wol jeder erfahren, und auch wol zu weilen, gegen den Ruf des Bildners und des Bildes, sich ingeheim gestanden, wenn er nichts, als gemeine Natur, durch die Mittel der bildenden Kunst dargestellt, erblickte. So gilt auch manches im gemeinen Leben für Liebe, was nichts ist, als durch Conve-

nienz oder andere Hindernisse zurückgedrängter Geschlechtstrieb.

Die Erscheinungen des letztern haben freilich oft viel der Liebe Aehnliches; allein sie verrathen ihren Ursprung aus dem Naturtriebe nur zu bald durch ein wildes Feuer, welches Sinn und Imagination in Aufruhr bringt, und Geist und Körper zerstört, sich aber eben dadurch von dem warmen, belebenden Strahl der Liebe sehr unterscheidet. Jene sinnliche Liebe erhebt sich nicht zu der Idee der Schönheit, sie kennt bloß das Vergnügen am Reize; daher ist sie unbestimmt, und richtet sich nach jedem Gegenstand, dessen Reize die Phantasie bewegen und dem Sinne Genuß versprechen. Wahre Liebe hingegen kennt nur Einen Gegenstand; denn, indem sie auf das Ideal menschlicher Schönheit sich richtet, und dieses in des Geliebten Gestalt und Handlungsweise erblickt, ist die Möglichkeit einer getheilten Liebe für sie auf-



gehoben. Wie aber die sinnliche Liebe sich nicht über die Natur erhebt, so will die hyperphysische, welche unrichtig zuweilen die platonische genannt wird, die Menschheit überfliegen. Bloß im Anschauen der reinen Schönheit soll diese Liebe ihr Wesen haben, und die Geschlechter sollen sich lieben, wie reine, von aller Natur entfesselte Geister. Allein die Natur ordnete nichts, damit es die Freiheit zerstöre, und der Geist fordert nichts, was nicht sein sichtbares Bild, die Natur, in ihren Ordnungen, als in Symbolen und Hieroglyphen, andeutete. Weder aus diesem allgemeinen Wohlgefallen am Schönen, noch aus jenem Interesse am Reizenden, läßt sich die Eigenheit der Geschlechtsliebe, die Treue, oder das Beschränken der Liebe auf Einen Gegenstand, erklären. Denn, wäre Liebe bloß Wohlgefallen am Schönen, warum sollte sie, ganz ihrer Natur zuwider, sich auf das Einzelne einschränken, und nicht

vielmehr die ganze Welt des Schönen mit ihrer, von dem Unendlichen abstammenden, Kraft umfassen? Würde sie aber bloß Vergnügen am Reize, wie könnte sie, ganz gegen die Natur des Reizes, immer und einzig denselben Gegenstand anziehend finden? — Wenn diese sinnliche Liebe wahre Natürlichkeit ist, so ist jede hyperphysische erkünstelte Freiheit, und die Super-Naturalisten so wohl als die Naturalisten der Liebe vergeffen, daß der Gegenstand der Geschlechtsliebe nicht bloß schöner Gegenstand und Geliebter ist, sondern selbst Liebender wirt. Erogenliebe allein ist, was das an sich unbegrenzte Streben nach dem Schönen begrenzt, und dem Vorübergehenden des Reizes ewige Dauer giebt. Die Liebe, die sich auf das Schöne richtet, kann selbst in ihrer Erscheinung und in ihren Aeußerungen nicht anders als schön seyn; dadurch stellt sie in sich selbst dem Geliebten einen Gegenstand der Liebe dar, und

gegenseitig erhöht nun die Gegenliebe durch ihre eigene Schönheit die Liebe, welche sie erst erweckte. Indem so Liebe sich auf gleiche Liebe richtet, scheidet sich die Geschlechtsliebe von dem allgemeinen Wohlgefallen am Schönen. Das Schöne der Liebe ist untrennbar von der eigensten Individualität des Liebenden, und dadurch verwandelt sich die Liebe zu dem Schönen, als Gegenliebe, in die ausschließliche Liebe zu einem bestimmten Individuum. Der Geliebte ist nun nicht mehr ein Gegenstand, welcher an der allgemeinen Schönheit Theil nimmt: durch seine Liebe hat er sich selbst eine Schönheit angebildet, welche ihm ausschließlich eigen ist, und ihm die ewige Dauer der Liebe sichert. So ist die Treue der Liebenden in der Natur der wahren Liebe selbst gegründet, und es ist vergebens, von dem Liebenden Treue als Pflicht zu fordern. Liebe kennt keine Pflicht, eben weil sie Liebe ist, und durch ihr

freies Handeln das hervorbringt, was erst außer dem Gebiete der Freiheit zu Rechten und Pflichten wird. Dem Liebenden ist Untreue ein inhaltloser Begriff; er müßte erst aufhören zu lieben, eh' er treulos seyn könnte; wo aber keine Liebe ist, da kann keine Treue gebrochen werden. Der Liebende, welcher die liebebeckende Macht seiner eignen Liebe nicht ahnet, sieht im Geliebten nicht den Liebenden, sondern nur das Ideale, mit dem er sich zu vereinigen strebt; er wagt es kaum, Gegenseitigkeit zu hoffen, und erblickt selbst in ihren Zeichen nur eine neue, anziehendere Schönheit des Geliebten, welche ihn um so mehr fesselt, je inniger sie mit der Individualität des Geliebten verbunden ist, und dadurch selbst den Reizen desselben die Weihe der Schönheit ertheilt. Beide Liebende finden so in der Liebe des Geliebten neue Nahrung für ihre eigne Liebe, und, statt sie zu trennen, muß selbst die Zeit sie

nur fester vereinigen. Wie könnten auch Liebende sich finden, hätte nicht die Liebe jene Kraft des Unendlichen, durch ihren belebenden Hauch Liebe zu wecken? In einsamer Sehnsucht müßte ihre Liebe sich verzehren; denn nur dem Zufall wäre es überlassen, ob der Liebende auch der Geliebte seyn werde. Aber nur zu oft erscheint die Neigung, vom Reize geweckt, in einer der Liebe ähnlichen Gestalt, und, von dem Scheine getäuscht, wendet ihr zuweilen sich das unerfahrne Herz mit reiner Gegenliebe zu. Unselige Täuschung! Mit dem Genuß verschwindet bald der Reiz, die Neigung flieht, und nur die Gegenliebe des Nichtgeliebten, selbst zum Lockenden des Reizes herabgewürdigt, hält mit schwacher Kraft noch den Gesättigten zurück, bis endlich auch dieses Band sich löst, und der Verlass'ne aus seiner eigenen Liebe einsam sich des bessern Lebens Todes-Trank bereitet. Wem soll der noch vertrauen, der

auf Liebe zu bauen glaubte, und getäuscht sich fand? der seiner ersten Liebe schöne Fülle für Liebe hinzugeben wähnte, und, verschmäht von dem unwürdigen Geliebten, der niedern Neigung trauriges Opfer ward? denn nur die Begierde, welche vom Reize erregt wird, kennt Sättigung durch ihren Gegenstand, und verläßt ihn, wenn sie sich befriedigt findet; die wahre Liebe richtet sich allein auf reine Schönheit, die in Gegenliebe sich täglich neu verjüngt, und immer fester mit ihrem Band die Liebenden umschließt. In ihr ist keine Täuschung; wahre Liebe ist allezeit treue Liebe.

Später als die bildende Kunst, entsteht die Dichtkunst. Sie stellt ihren Gegenstand, das Schöne, durch Begriffe in Worten dar, und wirkt also zunächst auf den Verstand, als auf das Vermögen der Begriffe. Wie daher die Freiheit des bildenden Künstlers durch die Normalform der Gestalt

ten beschränkt wird, so ist der Dichter an die Richtigkeit der Begriffe oder an die Wahrheit gebunden, und hierin liegt der Grund, warum der Verstand, der überhaupt gern sein Gebiet überschreitet, sich so oft anmaßt, nicht allein die Richtigkeit der Begriffe, sondern auch die Schönheit der Ideen in einem Gedicht zu beurtheilen. In der Parallele der Kunst und Liebe steht der Dichtkunst die Freundschaft entgegen; denn das, was der Freundschaft fähig macht, wird ebenfalls zunächst mit dem Verstande erkannt. Sie entstehet ebenfalls später als die Geschlechtsliebe; denn was in jener frühern Zeit mit dem Nahmen Freundschaft belegt wird, ist eine Aeußerung der noch unentwickelten Geschlechtsliebe, und richtet sich daher, wie diese, ausschließlich auf das Schöne. Der Geschlechts-Unterschied hat in dieser Periode noch keinen, oder doch unmerklichen Einfluß auf die Bildung des Menschen; daher kann sich

sich diese Liebe durch den Gegenstand, auf welchen sie sich richtet, noch nicht als Geschlechtsliebe mit voller Bestimmtheit ankündigen. Allein es entgeht der Beobachtung nicht, daß die Jugend beider Geschlechter sich, bei ihren freundschaftlichen Vereinigungen, fast einzig durch das Liebliche und Zarte in Form sowohl, als Bewegung angezogen fühlt; denn diese Zartheit ist eben das Interessante, wodurch die Natur selbst die Phantasie zur Schönheit leitet. Aber wenn auch die Natur dem weiblichen Geschlecht die Lieblichkeit, als ein fortdauerndes Geschenk, ließ, so weicht diese doch von dem männlichen, je mehr sich dessen Geschlechts, Charakter, die Kraft, entwickelt. Beide Geschlechter trennen sich nun, um durch diese Trennung sich für eine neue Vereinigung zu bilden. Folgen sie blind der Leitung der Natur, welche, nach einmal geschehener Trennung der Geschlechter, nicht mehr das Allgemeine der Gat-

etc. III.

[ 17 ]



tung, sondern das Besondere der Individuen ausbildet, so artet die Lieblichkeit des Mädchens mit ihrer vollendeten Bildung in Weichlichkeit aus, und die Kraft des Jünglings verwandelt sich in dem Manne zur Rohheit. Die Natur behauptet nun ihre Rechte, und vereinigt nach ihren Gesetzen durch bloßen Trieb die Geschlechter. Wo die Weichlichkeit sich dem stärkeren Geschlecht durch Müßiggang mittheilte, schwächtet das schwächere unter der Macht orientalischer Barbarei; wo die Rohheit durch die Mühseligkeit des Nahrungs-Erwerbs auf das schwächere überging, seufzet dieses unter dem Druck nordischer Wildheit. Keine Liebe vereinigt die Gatten, selbst in ihrer dauernden Verbindung sind sie nur Mittel zum Zwecke des Staats, der durch die Ehe ihnen, zu seiner eignen Erhaltung, ein bloß rechtliches Verhältniß sichert. Denn Liebe kann nicht ohne Schönheit, und Schönheit

so wenig mit Rohheit, als mit Weichlichkeit bestehen; in dieser würde sie zerfließen, und: in jener erstarren; sie ist überhaupt nie, wo bloße Kräfte der Natur wirken, sondern nur da, wo Freiheit sich mit der Natur innig vereinigt. Will also der Mensch geliebt seyn — und er will dieses, so gewiß er nicht allein Sinnlichkeit ist — so muß er den natürlichen Charakter seines Geschlechts durch Freiheit veredeln, indem er ihn auf das Ideal seiner Gattung, auf Humanität, zurückzuführen strebt. In jeder Idee verschwinden nun zwar die Gegensätze — in der höchsten Idee deswegen auch der ursprüngliche — und das Ideal menschlicher Schönheit würde in seiner Reinheit weder männlich, noch weiblich seyn können; allein da in der Wirklichkeit eine reine Darstellung der Idee nie möglich ist, so wird bei allem Streben nach reiner Humanität doch nie in der Schönheit des wirklichen Menschen der Geschlechts:

Charakter ganz verschwinden. Und er soll nicht verschwinden; denn die Freiheit will die Natur begrenzen, aber nicht sie zerstören. Mit dem entgegengesetzten Charakter der Geschlechter, würde zugleich die eigentliche Geschlechtsliebe aufgehoben seyn, und die Natur würde in der Vereinigung der Geschlechter etwas zu ihrem Bestehen, als nothwendig, verlangen, was die Freiheit durch ihre Forderung zu vernichten strebte. Nicht also im Vertilgen des Geschlechts; Charakters besteht die Schönheit des Menschen, sondern im Begrenzen seiner natürlichen Richtung durch das freie Streben nach Humanität. Die zarte Lieblichkeit des Weibes wird dadurch zur Grazie, die feste Kraft des Mannes zur Würde. In beider Vereinigung besteht die reine Humanität; aber dieses hohe Ideal sollte nicht von dem Einzelnen erreicht, sondern, wie das Unendliche selbst, als sein irdisches Ebenbild, durch

Bereinigung des Entgegengesetzten, in Liebe repräsentirt werden.

Schönheit ist also nicht bloß ein Geschenk der Natur, sondern zugleich ein Werk der Freiheit. Da nun Liebe sich einzig auf Schönheit richtet; so entsteht selbst aus dem Verlangen nach Liebe die Aufgabe in dem Menschen, sich liebenswürdig zu machen. Würdig aber wird er nur durch das, was an seiner Schönheit der Freiheit angehört — denn die Natur giebt nur Werth; Würdigkeit ertheilt allein die Freiheit — also durch den Grad von Humanität, welchen er sich erworben hat. Doch nicht für immer bleibt das Streben nach Humanität bloß Mittel zu dem Zwecke der Liebe, wenn es auch in der Reihe der Erscheinungen, der Einheit und Stetigkeit des Ganzen wegen, zuerst durch Liebe geweckt wird. Dieses Ziel hat an sich selbst zu viel Erhabenes, als daß es dem Menschen, welcher

anfange es sich bloß zum Mittel ausersehen hatte, nicht bald selbst zum Zweck werden sollte. Was im Reiche der Nothwendigkeit Thorheit ist, weil es abwärts fährt und vereinzelt, nemlich Behandlung des Mittels als Zweck, das wird im Reiche der Freiheit Weisheit, weil es wegen der entgegengesetzten Richtung beider aufwärts fährt und verbindet. Je gewisser dort über dem Mittel jeder Zweck verfehlt wird, um so sicherer werden hier durch Erhebung des Mittels alle Zwecke erreicht. Humanität also, oder Vereinigung aller Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Natur zu einem vollendeten Ganzen, heißt der große Zweck, welchen der Mensch sich vorsetzt. Er sucht aber nicht, in eitler Selbstsucht und mit thörichtem Egoismus, allein in seinem eigenen Individuum die Aufgabe der Menschheit zu realisiren; er weiß vielmehr, daß er nur deswegen, und bloß dadurch dieses bestimmte

Individuum ist, weil er das Ganze der Menschheit nicht umfaßt, sondern auf gewisse Richtungen seiner Thätigkeit beschränkt ist. Er weiß, daß selbst diese Richtungen nur durch die wechselseitige Wirkung mehrerer Menschen möglich sind, und daß also der Zweck der Humanität wol durch den Einzelnen befördert, aber nur in der gesammten Menschheit erreicht werden kann. Das Streben nach dem Zweck ist das, was die Einzelnen zum Ganzen vereinigt; das Ergreifen der Mittel das, was das Ganze zu Einzelnen sondert, und das Anerkennen des Gemeinschaftlichen jenes Strebens, in einem, als Individuum einzeln stehenden Menschen ist der eigentliche Grund der wahren Freundschaft. Der Freund steht in dem Freunde, in Beziehung auf den gemeinschaftlichen Zweck, seines Gleichen, da der Liebende hingegen in dem Geliebten das Höhere und Bessere erblickt: denn dieser findet sein Ideal

in dem Geliebten, jener sucht es am Ziel des gemeinschaftlichen Strebens. Der Liebende hofft vom Geliebten Alles im Zutrauen zu seiner Liebe; der Freund fordert vom Freunde Alles im Vertrauen auf seine Humanität; denn jener überläßt dem Geliebten sich selbst, dieser überträgt dem Freunde die Sache der Menschheit. Freundschaft ist daher sehr wohl möglich ohne persönliche Nähe, aber nicht ohne gegenseitige Mittheilung. Denn wie Liebe erst durch Gegenliebe zur individuellen Liebe wird, so wird Freundschaft erst durch das Gefühl des anerkannten gleichen Strebens nach Humanität zur persönlichen Freundschaft. Vertrauen und Gewohnheit der gegenseitigen Mittheilung vermögen sogar die harte Gränze der Individualität zu mildern; denn wie im interessanten Gespräch die Sprechenden sich oft unwillkürlich in gleichen Ton stimmen, und sich ihrer eine vorübergehende Sym-

pathie, sogar in den Bewegungen, bemächtigt, womit sie einer des andern Rede begleiten; so bildet sich durch den Umgang unter Freunden eine bleibende Sympathie, und indem Alles in ihrem Geist mit dem Bewußtseyn ihres hohen Zieles sich verbindet, sind sie durch diesen, außer ihrer selbst liegenden Berührungspunkt, das reinste Symbol der Wahrheit, oder einer vorher bestimmten Harmonie.

Dieser ideale Zweck der Humanität ist aber nicht der Grund aller Verbindungen, welche im gewöhnlichen Leben den Namen Freundschaft führen. Wie das Entgegengesetzte der Schönheit — der Reiz — zuweilen einen täuschenden Schein der Geschlechtsliebe hervorbringt, so veranlaßt auch oft das Entgegengesetzte der Humanität — der Egoismus — eine der Freundschaft, dem Scheine nach, ähnliche Verbindung. Der Egoist strebt ebenfalls nach Vorzügen, und,



in einem kultivirten Zeitalter, auch wol nach  
wahren, nicht bloß eingebildeten; er wirkt  
oft mächtig auf die Menschheit, allein es ist  
ihm nicht dabei um Beförderung der Hu-  
manität zu thun, sondern einzig um Ver-  
herrlichung seiner Individualität; es ist  
ihm gleichgültig, ob er erleuchtet, ihm ge-  
nügt es, wenn er nur glänzt. Er vereinigt  
sich daher ebenfalls gern mit Andern zu ei-  
nem gemeinschaftlichen Zweck, und tritt, durch  
die dabei nöthige Mittheilung, mit ihnen in  
ein engeres Verhältniß, welches oft, des Ähn-  
lichen in der Art des Umgangs, und der da-  
bei Statt findenden Vertraulichkeit wegen,  
für Freundschaft gehalten wird. Aber  
der egoistische Grund solcher Verbindungen  
wird nur zu leicht sichtbar, und unterscheidet  
sich bald von der wahren Freundschaft. Wenn  
ächte Freundschaft mit wahren Enthusias-  
mus und vollem Eifer sich wechselseitig für  
den gemeinschaftlichen Zweck unterstützt, so

entzieht sich die unächte, so lange nicht ihr besonderer Zweck sie zur Mitwirkung reizt. Jene findet ihr eigenes Glück in dem gelungenen Werke des Freundes, diese mißgönnt ihm eifersüchtig die Ehre der That und den Ruhm des Gelingens. Achte Freundschaft sieht im Freunde den Beförderer des eigenen Zwecks, unächte nur den Nebenbuhler; daher steigt jene mit dem Werke des Freundes, wenn diese in demselben Verhältnisse fällt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß das Verhältniß der Geschlechter und ihre Natur das männliche zu einer größeren Kraft in der Freundschaft fähig macht, als das weibliche. Der Mann hat mit seinem Geschlecht — nicht zwar ein höheres, wie Manche thöricht sich einbilden, — aber doch ein anderes Ideal zu realisiren bekommen, als das Weib, und die Kraft, als Charakter seines Geschlechts, wird ihm überall den Vorzug

lassen, wo es auf Kraft und ausströmende Thätigkeit ankömmt. Wo hingegen Zartheit der Empfindung und in sich selbst gehende Thätigkeit entscheidet, da wird das weibliche Geschlecht unfehlbar den Vorzug behaupten. Daher hängen Frauen mehr an der Vorstellung der Ideale, während Männer bemüht sind, die Ideale selbst darzustellen. Was aber die Natur dem weiblichen Geschlecht an der Fähigkeit zur eigentlichen Freundschaft abzog, das ersetzte sie ihm reichlich an der Liebe zu dem Kinde; denn diese ist in ihrer Reinheit nur der Mutter eigen. Wenn in der Freundschaft der Frauen zu viel Empfindung ist, so ist in der sogenannten Vaterliebe zu viel Reflexion. Die Mutter liebt ihr Kind, und selbst zu der ganzen Kinderwelt zieht sie, ehe sie noch Mutter ist, eine verborgene Ahnung des künftigen Muttergefühls; der Vater liebt das Kind, und selbst in dem eigenen mehr die

Kindlichkeit, oder seine Gattin, oder den Erben seines Namens. Die Mutter fühlt, was ihr Kind ist; der Vater überlegt, was aus dem Kinde werden kann. Keine Liebe ist so rein von allem Eigennutz, so frei von aller Aussicht auf Vergeltung, als die Liebe der Mutter. Sie ist das reinste Wohlwollen, welches nicht einmal durch Schönheit der Gestalt, wie die Geschlechtsliebe, oder durch Wahrheit und Uebereinstimmung der Begriffe, wie die Freundschaft, seine Bestimmung erhält. Bloß die Idee der Unschuld ist es, was der Mutter in dem Kinde erscheint, und als Darstellung des Unendlichen ihre Liebe erweckt. Wie in dem Kinde, als physischem Wesen, noch alle Kräfte und Anlagen unentwickelt und kaum im Reime schlummern, so enthält die Unschuld, als moralisches Wesen des Kindes, die ursprüngliche, natürliche Richtungslosigkeit in Ansehung des Guten und Bösen. Für die Un-

Schuld ist weder Gutes noch Böses vorhanden, eben weil sie noch ohne Schuld ist; es ist daher die höchste Tendenz des moralischen Menschen, diese natürliche und bewußtlose Unschuld der Kindheit mit Bewußtseyn und durch Freiheit in Heiligkeit wieder herzustellen. Aber so treffend sich in der Unschuld das Unendliche darstellt, so ist doch das Wohlgefallen an ihr selten ungemischt. Die moralische Reinheit in ihr erfüllt mit Achtung, und erregt ein drückendes Gefühl, weil diese Achtung nicht von der Freiheit, sondern von einem Werke der Natur gefordert wird, gegen welches in der sittlichen Würdigung zurückzutreten, doppelt niederschlagend ist. Nur der wahrhaft Heilige kann daher mit reiner Liebe der Unschuld sich nahen, und man irrt sich nicht, wenn man aus der Reinheit des Wohlgefallens an Kindern und an dem Umgang mit ihnen auf den sittlichen Charakter eines Menschen

zu schließen versucht. Aber die Natur würde wenig für die, den Kindern so nöthige Liebe gesorgt haben, wenn sie bloß auf die Heiligkeit ihrer Erzeuger hätte rechnen wollen. Gewiß ist es zwar, daß der Charakter des weiblichen Geschlechts sich mehr zur Heiligkeit neigt, als der des männlichen, welcher sich mehr zur Gerechtigkeit wendet. Allein die Natur rechnet nie auf eine Ergänzung ihrer Anordnungen durch Etwas, welches von der Freiheit abhängt; sie ist sich jederzeit selbst genug, und enthält für jeden ihrer Zwecke in ihrer eigenen Sphäre das sicherste Mittel. Sie kann zwar dem Charakter nicht Heiligkeit geben, um das Wohlgefallen an der Unschuld von dem drückenden Gefühle des eigenen Zurückstehens zu reinigen; sie kann aber das Erscheinen der Unschuld im Kinde an solche Bedingungen knüpfen, welche das Gemischte in der Empfindung schon vor ihrem Entstehen aufheben,

und die Mutter einer reinen Liebe zu dem Kinde fähig machen. Vom ersten Augenblick des Entstehens an ist das Kind in unmittelbarer Abhängigkeit von der Mutter, und zwar nicht bloß von ihrer Organisation, sondern auch, was das vorzüglichste ist, besonders nach seinem Eintritt in die Welt, von ihrem Willen. Denn nicht der Naturtrieb ist es, wie bei vernunftlosen Wesen, welcher die menschliche Mutter zur Ernährung ihres Kindes leitet, sondern Freiheit und Selbstbestimmung; daher ist sie auch nicht mit Nothwendigkeit an die von der Natur bestimmten Mittel gebunden, sondern sie kann den Zweck der Natur, den sie zu dem ihrigen macht, durch frei gewählte Mittel erfüllen. Dieses Gefühl der Abhängigkeit des Kindes von ihr und ihrem Willen, seiner Bedürftigkeit ihrer Hülfe und Sorgfalt, seines Unvermögens, ohne ihre Liebe zu bestehen, — denn was ist die be-  
rech-

rechnende Sorgfalt des Erziehers gegen die Liebe der Mutter? — ist das Mittel, durch welches die Natur dem Kinde die Liebe der Mutter sichert. Das Kind ist ihr nicht mehr die bloße Erscheinung der Unschuld, welche Achtung fordert; es ist ihr Kind, gebildet aus ihrem eigenen Wesen, und gepflegt durch ihre innige Liebe. So entsteht ihr die überall anerkannte Mutterwärde, welche sie fähig macht, der Unschuld des Kindes sich an die Seite zu stellen, und es mit reiner Liebe zu umfassen. Das Kind wird der Mutter nun ein Bild ihrer eigenen Unschuld, und indem die Phantasie die Erinnerungen und Bilder ihrer eigenen Kindheit mit ihren gegenwärtigen Gefühlen verbindet, entsteht ihr ein Ideal der Kindheit, welches sie aus sich selbst auf ihr Kind überträgt, und in diesem realisirt zu erblicken glaubt. Es scheint, als hätten selbst die Gesetzgeber, wie durch einen glücklichen Instinkt geleitet,

Etc. III.

[ 18 ]



das zarte Verhältniß der Mutter und des Kindes mit ihren Bestimmungen verschonen wollen, indem sie nur eine väterliche Gewalt in ihren Ordnungen festsetzen. Die liebende Mutter verschmäht des Rechtes todte Gewalt, in ihr lebt die lebendige Liebe, und für das Gefühl des Kindes gegen die Mutter hat die Sprache noch kein Wort gefunden.

Ich setze der Mutterliebe unter den Künsten die Musik entgegen, und scheue nicht den Vorwurf der Paradoxie. Ist nicht der Gegenstand der Musik ebenfalls frei von Gestalt und Begriff, bloße Idee, wie die Unschuld, welche die Mutterliebe erweckt? Denn die Töne selbst sind es nicht, was der wahre Tonkünstler darstellen will, sie sind bloß das sinnliche Zeichen davon; und doch erscheint selbst in den Tönen die Harmonie, als objektives Bild des Unendlichen, wie die Unschuld im Kinde, als subjek-

tives. Wenige nur haben reinen Sinn für Musik; denn sie erfordert eine Kultur, die man ästhetische Heiligkeit nennen möchte. Daher vergnügen sich die Meisten bloß an ihrem angenehmen Spiele, wie am muntern Tanzen der Kinder, oder sie studieren ihre harmonischen Verbindungen, wie die Ideen-Associationen ihrer Zöglinge. Nicht außer uns entsteht das musikalisch Dargestellte, in uns selbst bildet es sich, und die im Rhythmus wechselnden, und durch Harmonie, wie Planeten durch ihre Sonne, zusammengehaltenen Töne sind nur die gestaltlosen Schatten unsers eigenen Innern. Wie weder in Harmonie ohne Rhythmus, noch in Rhythmus ohne Harmonie, sondern einzig in der möglichsten Freiheit des Rhythmus bei größter Einheit der Harmonie, das schöne Spiel der Töne besteht, so geht auch in dem Innern des Menschen nur aus Einheit der Person, bei möglichstem Wechsel des Zustan-

des, das schöne Spiel des Lebens hervor. Empfänglichkeit für Musik ist daher ein Zeichen der ästhetischen Kultur, wie die Liebe zu Kindern als ein Zeichen moralischer Kultur gilt; denn nur für das, was der Mensch mit Bewußtseyn ist, hat er Sinn. Die Rohheit vergnügt sich am harmonielosen rhythmischen Geräusch; die Weichlichkeit am Klange, der sich bloß der Abwechslung wegen in Rhythmen, und der Bernehmlichkeit wegen nach Gesetzen der Harmonie bewegt. Die wahre Kultur erkennt aber, in dem eigentlichen musikalischen Kunstwerke, das schöne Bild ihrer innern Einigkeit, und deswegen kann Musik nicht kultiviren, sondern nur die Kultur, welche sie voraussetzt, durch ihre Wirkung beleben und erhalten.

---

S i n f o n i e,

nach Mozart in Es dur.



---

Largo maestoso.

Preis, Ehr und Ruhm den Unsterblichen,  
Ersten Kindern der alten chaotischen Nacht!  
Ewig erzeugt und zeugend, Geburt und Ge-  
bärer,  
Nimmer getrennt, Eins rufend das Andre  
hervor:  
Preis dir, Eros, und dir Anteros Preis!

Ihr führt der Götter Gaben  
Zu den Menschen herab;  
Ihr blickt das ewige Licht  
In die strahlenlose Welt;  
Eurem Berühren erklingen  
Freudig tanzend alle Naturen;

Euer Kuß entzündet  
Himmliche, alldurchströmende Wärme,  
Euer sel'ges Umfängen  
Weckt aus dem Schlummer das liebliche Leben.

Durch euch im ewigen Wechsel  
Bleibend und nie veraltend,  
Wiederkehrend und neu sich gestaltend,  
Wandelt der Rhythmus der rollenden Zeit,  
Ruhend auf der festen Ewigkeit.  
Von Eurem Lächeln erblüht  
Der Erde stille Kinder in liebendem Ver-  
langen;  
Von eurer Lieb' erglühn  
Widerstrahlend des Morgens und des Abends  
Wangen,  
Mit eurem Zorn erwacht der Orkan,  
Und öffnet brausend den sturmhauchenden  
Mund,  
Zwingt die Wogen Himmeln  
Und theilt des tiefen Meeres finstern Schlund.

Doch in des Menschen Brust  
Ward euch der herrlichste Tempel.  
Durch euch in holden Scherzen  
Fließet der zärtlichen Rede lieblich tönender  
Lauf;

Durch euch in wildem Brausen  
Wüthet empört der Schmerz zu den Sternen  
hinauf.

Euch erhebet das Lied, erste Kinder der Nacht;  
Licht und Jubel,  
Sturm und Schmerzen,  
Preisen, Himmlische, eure Macht!

*Allegro moderato.*

Spielend durchschwärmt, unbekümmert  
von Sorgen,  
Fröhlich der Knabe des Lebens Morgen;  
Freundliche Sterne.  
Winken von ferne  
Hin ihn zur Welt.



Fröhlich umkreisen sich Mädchen im  
Tanze,

Schmücken sich tändelnd mit blumigem  
Kranze,

Heimlich verlangend,

Hoffend und hangend

Blicken sie aus in die glänzende Welt.

Prachtvoll erklingt die Luft,

Höher klopft die Brust;

Jugendliches frohes Leben

Will des Jünglings Busen heben,

Und bekränzt mit Rosen schweben

Um das Mädchen die Götter der Lust.

Rasch verspottend jeden Zügel

Trägt ihn bald der Freude Flügel

Durch der Brüder muntre Reihen,

Feste täglich sich erneuen.

Ihn umschwebt der Gott der Freude,

Giebt ihm, eh' er es noch sucht,

Alles, was er wünscht, zur Beute,  
Knospe, Blüth' und reife Frucht.

Doch der Jungfrau Rosenwangen  
Halten selbst den Gott gefangen,  
Der mit nimmer leeren Händen  
Freuden will den Menschen spenden.  
Nichts hat er, sie zu erfreuen,  
Denn von ihrer Schönheit Glanz  
Muß er selbst die Freude leihen  
Bei dem frohen Reihentanz.  
Seine Tempel stehn verlassen,  
Ohne Opfer sein Altar;  
Denn die Schönheit zu umfassen  
Dränget sich der Menschen Schaar.  
Sie nur entzückt,  
Sie nur beglückt,  
Ihr nur huldigt der frohliche Kreis.  
Es schlingen sich Tänze,  
Es winden sich Kränze  
Einzig der lieblichen Schönheit zum Preis.

In der Trauer Nacht gehüllet  
Klagt der Jüngling, wenn sie entweicht,  
Und von Himmelswonn' erfüllet  
Jubelt er, wenn sie wieder sich zeigt.  
Seliger Liebe Hoffnungen wecket  
Setzt ihm ein flüchtiger lächelnder Blick,  
Und in finst're Verzweiflung schrecket  
Bald den Armen ein Wort zurück.  
Da entfliehn der Jugend heitre Freuden.

Doch er kämpft mit seinem Leiden;  
Stolz will er von ihr scheiden,  
Männlich stark um die Liebe nicht stehn.

Fruchtlos winkt das holde Lächeln,  
Fruchtlos lockt der süße Blick  
Und der Töne sanfter Zauber  
In die Kesseln ihn zurück.

Nichts soll seinen Stolz bezwingen,  
Mit dem Herzen will er ringen,  
Männlich stark den Kampf bestehn.

Da sucht er die Nacht  
Und die menschenleere Stille;  
Wenn kein glückliches Auge wacht,  
Flieht er hin zu der Wogen dumpfem Gebrülle,  
Und beim donnernden Schall  
Schweiget die innre Qual,  
Es schlummert ein im Sturm  
Des Kummers herzzernagender Wurm:  
Da naht sich der himmlische Friede,  
Und weckt mit lieblichem Liede  
Die Bilder der seligen Zeit,

Wo noch der Knabe befreit von Sorgen  
Spielend durchschwärmte des Lebens  
Morgen,

Wo ihn von ferne  
Freundliche Sterne  
Winkten zur Welt,

Wo er umsing das Mädchen im Tanze,  
Tänzelnd sie schmückte mit blumigem  
Kranze,

Die er verlangend,  
Hoffend und bangend  
Wieder fand in der glänzenden Welt.

Bald weicht der herbe Schmerz,  
Und es glüht ihm das Herz,  
Neues jugendliches Leben  
Fühlt er seinen Busen heben,  
Und bekränzt mit Rosen umschweben  
Ihn die Götter der Hoffnung und Lust.

Und bald auf der Freude Wegen  
Kommt die Jungfrau ihm entgegen;  
Bei der Spiele frohen Scherzen  
Oeffnen willig sich die Herzen.  
Liebe kann die Liebe finden,  
Herz mit Herzen sich verbinden,  
Und das Leid ist bald zerronnen,  
Bald der Liebe Glück gewonnen,  
Und in sel'gen Himmelswonnen  
Schwebt die lieberfüllte Brust.

Aber fern am heitern Himmel  
Steigen graue Nebel auf,  
Und im schwärzlichen Gewimmel  
Zieht der Wolken ernster Lauf.  
Denn aus Licht und Dunkel flechten  
Geister das Geschick der Welt,  
Zollen muß den dunkeln Mächten,  
Was des Tages Aug' erhellt.  
Unter dem süßen  
Ländeln und Küssen  
Schreitet langsam das Unglück heran:  
Doch in seliger Liebe Genüssen  
Sehen es nicht die Glücklichen nah.  
In ihre Mitte  
Tritt es plötzlich mit eisernem Tritte,  
Und aus dem Taumel erwacht  
Sehn sie umfassen sich von Nacht.  
Feindlich stören fremde Gewalten  
Ihrer Herzen liebliches Spiel,  
Und vom schon errungenen Ziel  
Drängen sie weg die finstern Gestalten.

Doch im Licht und Dunkel stehet  
Ewig heil'ge Liebe fest;  
Ob im Sturm die Welt vergehet,  
Liebe nicht von Liebe läßt.  
Wie bei froher Saiten Klange  
Laut sie preiset der jubelnde Chor,  
So erhebt sich leif' und bange  
Auch zur Götting die Klage empor;  
Und wenn aller Trost dem Herzen  
In der Leiden Nacht gebricht,  
Liebt noch das Herz der Liebe Schmerzen,  
Läßt im Tode die Liebe nicht.

Adagio.

Still, sehnsuchtsvoll  
Klagt der Jüngling seine Leiden,  
Klagt, daß er soll  
Von dem liebsten Wunsche scheiden.

„Laß dein Herz dich nicht bezwingen!“  
Kann ich wehren meinem Schmerz?  
„Lerne mit dem Feind zu ringen!“

Ach

Ach ihm welch'et gern das Herz.  
„Zukunft wird dir Freude bringen!“  
Nein, auf ewig stoh' der Schertz!  
Vergebens tröstest du,  
Vergebers!  
Entwichen ist die Ruh  
Des Lebens!

Ach! daß ich soll  
Meine liebsten Wünsche lassen!  
Still schwermuthsvoll  
Seh' ich mich zu bald erblaffen!

Ach entflohn sind mir der Liebe Freuden!  
Grausam entwand  
Sie des Schicksals Hand —  
Gestürzt in Leid  
Durch der Götter Neid,  
Zu ew'gem Schmerz  
Verdammt dies Herz,  
Steh ich allein  
Mit meiner Pein!



Nimmer kann ich Ruhe finden.  
„Endlich weicht jeder Schmerz!“  
Nichts kann mich ans Leben binden.  
„Ruhe findet noch dein Herz!“  
Ach ich werde nimmer wieder lieben,  
Sie ist vorüber  
Die Zeit der Liebe,  
Ach, daß sie bliebe!  
Auf immer ist sie mir entflohn,  
Und schon  
Seh ich ihn nah'n den Tod, der Liebe Lohn!

„Traure nicht, die Liebe kehret wieder,  
Erstend steigt sie von dem Himmel nieder,  
Hoffe alles von der Liebe Macht!  
Sie vereinet Ebne, die sich fliehen,  
Wunderbar zu Himmels Harmonieen,  
Lohnt dem Herzen  
Alle Schmerzen,  
Und zerstreut der Leiden dunkle  
Nacht.“

Wie soll ich nicht  
Ewig, was ich liebe, meiden?  
„Bald vom heitern Himmel bricht  
Für dich an der Tag der Freuden!“  
O Hoffnung, holdes Himmelslicht,  
Wie süß belohnst du meine Leiden!

Tempo di Menuetto.

Jubel erschallt in den festlichen Tänzen,  
Jugendlich schmücken sich Mädchen mit Krän-  
zen,  
Schüchtern erröthend mit süßem Verlangen  
Küßt den Verlobten die liebliche Braut.

Wirbelnd umschlingen im Tanz sich die  
Paare,  
Freu'n sich der Jugend verrauschender Jahre,  
Und bei dem innigen, festen Umfängen  
Wird mit dem Mädchen der Jüngling ver-  
traut.

Trio.

Leise winkt der Geliebte: Geliebte,  
Wär' ich bei dir allein, bei dir allein!  
Wenn dein Herz mich so liebte, so liebte  
Wie ich dich, schon wärst du mein, wärst  
du mein!

Ach, wo die Lauscher uns neidisch um-  
geben,  
Senket sich furchtsam der liebende Blick;  
Du bist einzig mein Leben, mein Leben!  
Einzig bist du mein Glück, du mein  
Glück!

Weiter im Tanze nun drehn sich die Paare,  
Freu'n sich der Liebe glücklicher Jahre,  
Und von des Liebenden Armen umfangen  
Wird mit dem Jüngling das Mädchen ver-  
traut.

Bald auch schmückt mit der Myrthe Kranze  
Sie der Geliebte zum bräutlichen Tanze.

Alles fühlet der Liebe Verlangen,  
Alles folget dem lieblichen, lockenden, fröh-  
lichen Laut.

Finale. Allegro assai.

Die fröhliche Lust entflieht,  
Die Blüte der Jugend verblüht,  
Unaufgehalten rollt das Rad,  
Von der Parze Hand gedreht.

Das volle Leben greift  
In des Mannes Thun, es reißt  
Zu Schmerz und Freude jede Saat,  
Von seiner Hand gesä't.

Nimmer Ruhe,  
Ew'ges Streben  
Treibt ihn rastlos  
Fort durchs Leben  
Aus des stillen Hauses friedlich-sicherem Port.  
Eignet Thaten  
Sich zu freuen,  
Kühn zu wagen,

Nichts zu scheuen,  
Immer höher  
Sich zu schwingen,  
Siegend ringen  
Wird ihm hohe Freude, zieht ihn mächtig fort.

Doch die fröhliche Lust — sie flieht,  
Der Gattin heitrer, sorgenloser Sinn ver-  
schwindet,  
Die Blüte welkt, — es glüht  
Nicht mehr die Wang' in schöner Glut, von  
Lieb' entzündet;

Traurend bebt  
Die geängstete Brust,  
Es flieht die Lust,  
Die Blüte fällt,  
Von Gram entstellt;  
Einsam klagt  
Sie den Schmerz, der ihr am Herzen nagt,  
Ruhe, Schlummer, alles Glück verjagt.  
Doch in wildem, ruhelosem Streben treibet

Wechselnd, wiederkehrend sich des Mannes  
Sinn;

Bald naht ihm das Glück,  
Bald weicht es zurück,  
Bald winket ihm Scherz,  
Bald drohet ihm Schmerz:  
Er spottet der Gefahr.  
Im wilden Gewühl  
Entweicht ihm das Ziel,  
Er kämpft sich durch Gefahren muthig hin,  
Nichts hemmt den Muth,  
Nichts löschet die Glut,  
Er achtet nicht Gefahr, nicht Schrecken,  
Hindernisse wecken  
Nächt'ger nur den kühnen, stolzen Sinn.

Die Saat ist gereift,  
Nach der Frucht er greift! —  
Und er sieht, wie die Freude flieht,  
Wie die liebliche Blüte verblüht.  
Staunend hebt

Sich die seufzende Brust,  
Daß die liebliche Lust  
Aus dem Leben entwich,  
Daß die Blüte verblich  
Und der wilde Gemüth  
Den süßen Erguß  
Der Liebe zerstört  
Und den Frieden verheert.  
Da tobet er wild  
Und wüthet und schilt,  
Da klaget er an  
Den thörichten Bahn,  
Der die Blüte verweht  
Und die Liebe verschmäht.

Und er blicket zurück,  
Wie sie blühte,  
Und er wendet den Blick  
Zum vergangnen Glück,  
Wie er glühte,  
Und er fühlet das Herz

Durchdrungen von Schmerz,

Denn, ach!

Die liebliche Lust entflieht,

Des Lebens Frühling verblüht,

Unaufgehalten rollt das Rad,

Von des Schicksals Hand gedreht;

Das volle Leben greift

In des Mannes Thün, es reißt

Zu Schmerz und Freude jede Saat,

Von seiner Hand gesät!

Ohne Frieden

Selbst sich quälend,

Seine Wünsche

Stets verfehrend,

Fliehet ihn im Schooß der Ruh das Glück.

Nach Vergang'nem

Heiß sich sehnen,

Das Errung'ne

Bald verhöhnen,



Hohe Wünsche  
Nimmer dämpfend,  
Mit dem Herzen  
Ewig kämpfend,  
Blickt er sehnend in der Jugend Zeit zurück.

Aber Jugendlust — sie flieht;  
Doch Lieb' ist an die Flucht'ge nicht gebunden,  
Des Lebens Kranz — er blüht,  
Wo Liebe hält die Herzen fest umwunden.  
Nimmer altert  
In Menschenbrust  
Der Liebe Lust,  
Die ewig blüht  
Und nimmer flieht,  
Bis zum Tod  
Mit dem Geliebten theilt Glück und Noth,  
Nicht ihn läßt, wenn Sturm und Unglück  
droht.  
Froh mit des liebenden Herzens sel'gem Ent-  
zücken

Hält die Liebeberauschte den Wiedergefund'  
nen im Arm,

Und himmlische Lust  
Durchglühbet die Brust,  
Die nimmer entflieht  
Und lieblicher blüht,  
Als flücht'ger Jugend Lust.  
Wenn alles vergeht,  
Vom Sturme verweht,  
Die Liebe bleibet ewig, ewig fest;  
Sie weicht nicht.  
Strahlt Himmelslicht,  
Durchbricht des Grabes finstre Mächte,  
Zwingt des Todes Mächte:  
Lieb' ist ewig, unvergänglich!  
Lieb' ist Alles, Lieb' ist Gott!  
Preis, Ehr' und Ruhm!  
Ob alles vergeht,  
Die Liebe besteht.

---

Crety sagt irgendwo in seinem Werk über Musik: Haydn's Instrumentalmusik sey so Charakteristisch, daß er oft sich versucht fühle, einer seiner Sinfonien Worte unterzulegen. Der vorstehende Versuch einer Sinfonie durch das Darstellungsmittel der Dichtkunst wünscht daher hauptsächlich in Beziehung auf sein Vorbild, das bekannteste Meisterwerk Mozart's, betrachtet zu werden, wiewol es keiner Erinnerung bedarf, daß ein Gegenbild nicht bestimmte ist, mit seinem Vorbilde zugleich gehört zu werden.

---

Kleine Gedichte.



---

## Die drei Paternoster.

### Legende.

In der freien Stadt Augsburg im Schwabenland

War ein frommer Bischof, Sankt Ulrich  
genannt,

Der ward nicht müde mit Lieb' und Erbarmen,

Theilte sein Geld und Gut mit den Armen.

Einmal, als zu Sankt Peters Stadt

Ihn der heilige Vater beschieden hat,

Heißt er einem der Armen zu ihm treten,

Bittet ihn, fleißig für ihn zu beten,

Drei Paternoster bei dem Schlag

Des Horaglballeins an jedem Tag,

Befiehlt auch dem Schaffner, Sorge zu haben,  
Daß ihm nimmer fehlen die milden Gaben.

Des Armen Gebet nun zum Himmel  
bringt,

Sobald das Horagibcklein erklingt,  
Und dem Bischof in wunderbarem Lauten  
Des Gebetes Inbrunst anzudeuten,  
Wehen die heiligen Engel nach Rom  
Den Schall des Glöckleins vom fernen Dom.  
Nur eines Tags verstümmt der Klang,  
Das macht den heiligen Bischof bang,  
Und er bittet vom Papst mit trüber Geberde  
Die Rückkehr zu seiner verlassenen Heerde.

Als nun der Bischof kommt ins Thor,  
Ruft er bald seinen Armen hervor,  
Spricht: Sage mir, Sohn, ganz unverholen,  
Hast du gebetet, wie ich befohlen,  
Drei Paternoster den Tag dreimal,  
Bei des Horagibckleins tönendem Schall?

Der

Der Arme, demütig blickend, spricht:  
Nur einmal, o Herr, geschah das nicht,  
Als dein Schaffner mich stieß aus der Pforten,  
Und die Gabe mir weigert' mit bösen Worten.

Wie nun der Bischof dies vernommen,  
Läßt er den Schaffner vor sich kommen;  
Spricht zu ihm: Eile geschwind, mein Sohn,  
Nach Rom, zu des heiligen Vaters Thron  
Und laß dir aus seinem päpstlichen Munde  
Geben bestimmte und deutliche Kunde,  
Wie viel ein Paternoster sey werth;  
Ich selbst bin's, der es zu wissen begehrt.

Der Schaffner wollte sich nicht verweilen,  
Reis'te den Tag wol zehen Meilen,  
Kam bald zurück in die Vaterstadt,  
Gar sehr ermüdet, und herzlich matt.  
Das Paternoster, sprach er, gtht wenig,  
Der Papst schätzt es einen güldenen Pfennig.



Darauf der Bischof lächelnd spricht:  
Mein Sohn, die Antwort genügt mir nicht!  
Du mußt mir des Pfennigs Größe sagen,  
Ober den Papst noch einmal fragen.

Der Schaffner, der glaubte zu rasten im  
Haus,

Mußte noch einmal nach Belschland hinaus,  
Kam hungrig und durstig zum Bischof wieder,  
Dehnte gähnend nach Ruh die Glieder.  
Der Pfennig, sprach er, muß seyn so breit,  
Als unter dem Himmel die Erd' ist weit.  
Macht' nicht den Beutel oder die Ficken  
Zu solchem Pfenniglein nähern und stricken,  
Auch muß Herr Goliath Münzwardein,  
Sankt Christoffel Stempelschneider seyn.

Du bist doch den Weg nicht umsonst ge-  
gangen,

Antwortet der Bischof, doch hätt' ich Ver-  
langen

Auch von der Schwere zu wissen ein Wort,  
Sonst wärst du noch nicht in ruhigem Port,  
Müßtest noch einmal den Papst befragen,  
Mir Alles genau und bestimmt zu sagen,  
Von des Pfennigs Stempel, Wappen, Ge-  
stalt,  
Rand, Dicke, Gewicht und innerm Gehalt.

Der Schaffner hörte das sehr verdrossen,  
That sich im Innern heftig erboßen,  
Wurmelte heimlich von Insolenz,  
Doch mußte er leisten Obedienz,  
Und statt zu ruhn, zu trinken, zu essen,  
Mußte er gar den Weg noch einmal messen;  
Wollte aber nun so die Säch' erwägen,  
Als mußte er den Pfennig selbst ausprägen.  
Drum bracht' er von dem Römischen Hof  
Folgenden Bericht dem frommen Bischof:

Der Pfennig soll viel mehr noch gelten,  
Als die köstlichsten Schätze aller Welten,

Von dem lautersten Golde soll er seyn,  
So klar, wie der Gnade himmlischer Schein;  
Seine Schwere soll größer seyn, als das  
Gewicht .

Der Sünden der Welt am letzten Gericht,  
Sein Stempel das Bild von Gottes Sohne,  
Sein Rand die heilige Dornenkrone,  
Sein Wappen das Kreuz im blutigen Feld  
Umringt von getilgten Sünden der Welt.  
Ein solcher Pfennig allein ist so reich,  
Daß er stehe dem Paternoster gleich.

Da blickt der Bischof den Schaffner an,  
Und spricht: Sieh nun, du thörichter Mann,  
Wenn du des Gebetes Werth erwogen,  
Um welche Schätze du mich betrogen,  
Als du dem Armen die Gabe gewehrt  
Und die drei Paternoster mir gestört,  
Die bei des Horaglsbeckens Schlag  
Der Arme betete jeden Tag!

Drum hast du dreimal wandern müssen  
Nach Rom, die Sünde abzubüßen  
Und was du gesündigt an Geld und Gut,  
Hat billig bezalet dein Fleisch und Blut.

---

## Die Symplegaden.

Durch, des Meers, umglänzte Wellen,  
Bei des Abendlichts Erröthen,  
Führte lenkend mit des Ruders,  
Stange Tityrus den Rachen;  
Und das Fahrzeug trug der Nymphen,  
Schönste hin zum fernen Strand.

Liebezündet blickt der Jüngling,  
Sieht des Augs lichte Stralen,  
Und der Wangen Rosenschimmer;  
Sieht des Munds purpurne Lippen,  
Und das Spiel der Lilienarme;  
Und Mäiden sehn's und lachen,  
Wie auf ebner Flut das Fahrzeug  
Von des Schiffers eignen Stürmen  
Wildbewegt, misleitet, schwankt.

Doch die Nymphe höhnt mit sprödem  
Wort den Fährmann, dem der Lippe  
Danges Zittern stets der süßen  
Liebesrede Dienst versaget.

Und sie weigert ihm die Küsse,  
Sich dem Mund jungfräulich deckend  
Mit der Finger Rosenspißen;  
Weigert ihm der Augen Anblick,  
Ins Gewand sich tief verhüllend,  
Bis ein Märchen ihm vom Munde  
Unterhaltend sey gestossen.

Da begann er lächelnd so:

Kennst du Orpheus, schönste Nymphe?  
Ihn, dem hochentzückt die Götter  
Lauschten, wie des Meeres Klippen?  
Diese Flut durchschiffte er vormals,  
Als Jason ihn, der götter-  
gleiche Held einführt zur Argo.  
Siehst du dort, im Glanz des Abends,  
Wie von Rosenduft umzittert,

Illienweiß zwei Felsen stralen?  
Sicher rudert jetzt der Schiffer  
Froh hindurch, entzückt vernimmt er,  
Wie sich, lispelnd, sanfte Wellen  
An den ros'umbühten Felsstrand  
Leise schwingen, und die Lüfte,  
Sich verirrend, stöhnen, schmachtend,  
Gleich der Nachtigall Getöse?

Aber vormals streng verwehrten  
Jedem Fahrzeug sie den Eingang  
In der jungfräulichen Ehetys  
Blüthenkränzten Götterschooß.

Denn sie schwankten selbst, den Bogen  
Gleich der sturmdurchbraus'ten Meerfluth,  
Bald sich öffnend, bald des Marmors  
Weiße Seiten fest vereinend.  
Sturmgeprüfte Wellensegler  
Nachten oft voll Muth und Kühnheit,  
Schauten sehnsuchtvoll der grünen

Thetys frohbewegten Busen  
Und den lebensgluterfüllten  
Götterschooß von Amphitrite;  
Aber rastlos vor dem Eingang  
Wogten her und hin die Felsen.  
Spott und Hohn rauscht aus der Brandung  
Jedem fernhernahnden Schiffer,  
Und das Fahrzeug lenkt er traurig  
Aus des unwirthbaren, spröden  
Pontus unschiffbarem Reich.

Endlich zog die ruhmgekrönte  
Argo durch die blauen Fluten;  
Schon vernimmt der Schifferfabrno  
Eifys fern der Klippen Rauschen;  
Und die kunstgeübten Hände  
Gleiten bang vom Steuer ab.

Staunend blickt der göttergleiche  
Held Jason nach den Felsen  
Und es drängt ruhlose Sehnsucht



Ihn zum Stutunrauschten Marmor,  
Und zu Orpheus spricht er freudig:  
Laß, du Gortdurchflammeter Sanger,  
Deines Lieds: machtvollen Wohl laut  
Durch der Brandung Grimm erschallen,  
Daß uns Göttermacht beschütze  
Auf gefahrumbrochter Meerbahn,  
Oder uns kraftvoll des Liedes  
Macht im Tod den Geist erfreue;  
Denn die Rückkehr ziemt Heroen:  
Nicht vor kühn. vollbrachter That..

Und der Lyra Kraft entzündet  
Götterglut im Arm des Sängers;  
Und er singt, wie durch des Himmels  
Purpurzeugungsquell die Meerflut  
Ward entflammt, und blauen Wellen  
Schbn. entstieg Aphrogeneia,  
Mit dem Fuß aus weißes Meerschaums  
Mutterschooß; glanzvoll sich hebend,  
Und mit väterliches Purpurs.

Lippen auf zum Himmel lächelnd,  
Und es lauschten ihm der blauen  
Fluten Götter und Göttinnen;  
Leiser murmelnd schwieg die Brandung  
Und es ruht der Liebentzüchten  
Symplegaden sprödes Schwanken,  
Horchend blüht am flutbespülten  
Weißen Fels hervor die Rose  
Und es seufzt der frohbewegte  
Götterbusen Amphitrite's.

Sanft wie Nachtigallgetbn.

So, begrüßt von aller Götter  
Süßem Brautlied, zog der schöne  
Göttergleiche Held Jason  
In der jungfräulichen Thetys

Blütumkränzten Marmorschooß;

Und die glänzendweißen Klippen  
Ruheten freundlich, gern dem Schiffer  
Bahn vergönnend, denn von Orpheus

Ruht des Brautlieds süßer Nachklang  
Unvergeßlich in dem Innern  
Und der unwirzbare, spröde  
Schwarze Pontus  
Ward ein gastlich frohes Meer.

Raum geendet war das Märchen,  
Als das Fahrzeug durch des Marimors  
Weise, rot umblähte Felsen  
Mit der schönen Nymphe schwankte;  
Und des Schiffers heißen Küssen  
War der Purpurmund geöffnet,  
Und die Lippen schlossen nimmer  
Spröb verweigernd  
Sich des Jünglings Liebeskuß.

---

## Buchstabenrättsel.

Wird mir der Kopf entzogen,  
So ändr' ich bald den nur-gefaßten Sinn,  
Bald krümm' ich mich in tausend Bogen  
Nach meines Urahns weitem Reiche hin.

Nimm mir den Fuß und gib den Kopf  
zurück,  
So hüte dich, daß ich dir nicht den Kopf  
verrück,  
Denn ohne Gränzen ist meine Macht,  
Und mein Gebot wird auf den ersten Wink  
vollbracht.

Was meiner Laune gefällt,  
Dem huldigt ohne Widerspruch die Welt.  
Doch, soll mich selbst der Tod nicht fassen,

So muß ich eilendes Flugs die eigenen Kin-  
der verlassen,

Mit meinem Fuß muß ich dann langsam  
wiederkehren,

Und die Verlassenen mit giftigem Hauche  
zerstören.

Denn aller Macht der Erde sprech' ich Hohn,  
Und Särge bauen mir in Gräbten meinen  
Thron.

Alles was lebt muß meiner Macht sich beu-  
gen,

Und todes Schweigen herrscht in meinen  
Reichen.

Doch, kannst du mit Kopf und Fuß  
entreißen,

So kann ich mich mächtger als vorhin be-  
weisen:

Was ich mit Kopf und Fuß vernichte,  
Umstrale ich nun mit himmlischem Lichte,  
Und was sich meiner werth kann zeigen,

Das kann ich mit Kopf und Fuß nicht er-  
reichen.

Was ich erwälte, altert nie,  
Es lebt in ewger Poesie.

---

[Handwritten signature]

## F r i e d e .

ü — — ü — , ü — ü — ü  
ü — — ü — , ü — ü — ü  
— ü — — ü —  
ü — — ü — — ü — ü

Rauscht nicht Flügelschlag? Laut tönt des  
Fittichs

Sturmwindgleicher Schall durch finstres  
Nachtgraun;

Wessen Flug braus't heran?

Luftdurchstürmend eilt schon er abwärts.

Nacht neudrohend uns ein Geist des Unheils,  
Aufs Land weit gestreckt morddurstiges Schlacht-  
schwert?

Rauchet nicht weit der Grund

Von Blutströmen aus Männerbrust noch?

Laujcht

Tauscht Blendwerk den Blick? Umhüllt des  
Irrthums

Erugvoll Schattenbild mit Wahn den Sinn  
mir?

Nicht das Schwert hält die Hand,  
Ists nicht Delgezweig goldnes Friedens?

Nimm Dankhuldigung, willkommner Schuß-  
geist,

Aus gramvoller Brust! — Doch kalt, wie  
Nordhauch,

Weht der Zweig deiner Hand,  
Weckt auf neuen Schmerz blut'gen Wun-  
den!

Ernst wölkt dir den Blick statt holdes Läch-  
cheln,

Einsam bleibt der Flug, umhüllt von Nacht-  
graun;

Nicht von Lichtstralen glänzt  
Dein Haupt, todtenstill schweigt die Welt  
dir.



Doch horch! schallet nicht dorthier Gesängen?  
Ein Lied, schauervoll, umtönt die Wahlstatt,  
Todtenwähl Lied erschallt,  
Graunvoll rüft es her neuen Schlacht-  
tod.

Aus Valkyrenmund tönt dir das Loblied!  
Schon webt blut'ge Hand furchtbar das  
Schlachtneß,  
Wirft es weit auf das Land,  
Und dankt, schadenfroh, Trugphantom,  
dir!

---

## C i c a d e.

Apollon's Siegesfest kehrt wieder,  
Nach Delphi strömt der Sängers Schaar;  
Belohnend krönt den Preis der Lieder  
Ein Blätterkranz von Daphne's Haar:  
Und weither wogt des Volkes Menge,  
Sie deckt das Meer, sie füllt das Land;  
Es schlingt die Feier der Gesänge  
Um Gast und Wirth das heil'ge Band.

Und von Italia's Gestaden,  
Aus Lokri wandert Eunomus,  
Und oft, auf Land- und Meerespfaden,  
Begegnet ihm der Freunde Gruß.  
Gesellig ziehn die Citharden,  
Oft prüfen sie der Saiten Ton,  
Des Wanderers Last und Noth zu tödten  
Erschalle Gesang und Barbiton.

So wandert lustig zum Parnasse  
Von Krissa's Strand der Sängers Chor,  
Und, leise horchend, an der Straße  
Lauscht tonbegierig jedes Ohr.  
Aedon's Zaubertöne schweigen,  
Kein Liebeslied in Wipfeln girt,  
Nur in der Büsche niedren Zweigen  
Sitzt fröhlich die Cicad' und schwirrt.

Da blickt Kristo zürnend nieder,  
Entrüstet um den heisern Klang:  
Wer stört des Sängers Götterlieder?  
Wer mischt den Miston zum Gesang?  
Soll am Parnassos ungezügelt  
Erschallen schwächliches Gezirp?  
Schweig, Astersänger! halb beflügelt,  
Der springend nur sich hebt, und stiebt!

Schon eilt er hin, es zu vollenden,  
Doch hält ihn Eunomus und spricht:  
Gönn' ihm das Lied! Von Sängershänden  
Niemt sich der Tod des Sängers nicht!

Nicht jeder Krieger ist ein Heros,  
Nicht Glaucos jeglicher Pilot,  
Anakreon ist nicht Homeros,  
Doch alle treibt ein mächt'ger Gott.

Und Phoebus, der zur goldnen Leier  
Des Himmels Götterhymnen singt,  
Hört jedes Lied, das seiner Feier  
Des Sängers Lippe stammelnd bringt.  
Auch du gehörst zum Sängerverorden,  
Bist Sait' im großen Barbiton,  
Wir tönen mächtig in Accorden,  
Du leist in einfach heiserm Ton.

Drum, singe harmlos fort, Cicade!  
Zum guten Zeichen halst dein Gruß  
Dem Sänger, der, auf fremdem Pfade,  
Zu fernen Städten lenkt den Fuß.  
Du singst des Heimathlandes Töne,  
Machst uns dem Ausland schnell vertraut,  
Willkommen sind des Liedes Söhne,  
Ruft freudig uns dein munt'rer Laut.

Und bald, zum großen Lieberfeste,  
Durch Pytho's schöngeschmücktes Thor,  
Drängt brausend sich die Schaar der Gäste,  
Zieht kampfbereit der Sängers Chor.  
Es wogt des Volks Gewühl, und dichter,  
Und dichter ordnet sich der Kreis;  
Und ernst erheben sich die Richter,  
Und lockend prangt des Sieges Preis.

Da greift Aristo's Hand die Saiten  
Und machtvoll rauscht das Harbiton,  
Apollon's Feiern zu begleiten  
Braust Stürmen gleich der Saiten Ton.  
Er singt den Riesenkampf des Gottes,  
Des Bogens Kraft, des Drachen Wuth,  
Das Siegeslied voll bitteres Spottes,  
Den Fall des Ungeheurs der Flut.

Und Alle staunen dem Gesänge,  
Und schweigen lang' und athmen leis.  
Da naht sich, mit dem Sötterklange  
Der Lyra, Eunomus dem Kreis.

Und höher hebt sich jeder Pufen,  
Wie er die Töne sinnig wählt,  
Es tönt im Spiel ein Chor der Pufen  
Und jede Chorde scheint besetzt.

Doch, leicht ist jedes Glück verblittert,  
Und nah der Sonne wohnt das Feld,  
Die Salte, die voll Macht erzittert,  
Sprengt im Gesang des Zufalls Reid.  
Beschämt will schon der Sänger schweigen,  
Der Töne Vollklang ist verwirrt;  
Da naht sich aus des Lorbeers Zweigen  
Mit hellem Ton Cicad' und schwirrt.

Und von der Lyra goldnem Rande  
Tönt sie der Chorde vollen Klang;  
Und mit des Wohllauts holdem Bände  
Umwebt sie Eunomus Gesang.  
Und lauter tönen jetzt die Salten,  
Der Sänger preit Apollon's Macht,  
Der Ruhm dem Liebling will bereiten,  
Und huldreich über Sänger waht.

Und mit des Lorbeers Ehrenkrone  
Umschlingt das Volk des Sängers Haar,  
Und ähnl'ich prangt zum Siegeslohn  
Sein Bild an Pythios' Altar.  
Nach scheint er Götterloß zu singen,  
Die Lyra glänzt in seiner Hand,  
Und freudig mit gehobnen Schwingen  
Sitzt die Lira auf goldnem Rand.

---

## Der deutsche Kritiker und die Muse.

Kritiker,

Nur Trauer-ton und Klage-ruf halt in  
Liedern!

Wohnt Zartheit nur in traurigem Gemüth?

Soll Poesie des Lebens Druck erwidern?

Ist Musen-hayn, wo salber Wermüth blüht?

Muß sich der Schwan mit Trauerflaum be-  
federn,

Wenn des Gesanges Geist ihn tief durch-  
glüht?

Begeistrung spendet nicht die herbe Thräne,

Ein heitrer Quellborn sprudelt Hippokrene!

Auf, deutsche Dichter, weg mit banger  
Klage,

Störm Lebenslust den frohen Liedern ein!

Verbannet ihr wol der Zeiten Druck und Plage



Durch Schwermuth, Gram und düstre Gräu-  
belein?

Werft in des Schicksals ungerechte Wage  
Der heitern Kunst erfreulich goldnen Schein:  
Kraft heischt die Zeit, streng herrscht die Nacht  
Desona's,

So flamm' auch Heldenkraft im Lied Teuto-  
na's!

D u s e.

Welch schüdes Wort tönt aus des Tad-  
lers Munde!

Ward je der Muse weites Reich begränzt?  
Schallt nur mein Lied in sel'ger Götter Kunde,  
Wird nicht des Orkus Nacht von mir durch-  
glänzt?

Mein Zauberlied heilt mild den Herzens Wunde,  
Wie es mit Ruhm des Helden Stirn bekränzt:  
In meinem Hain entblüht dem falben Ber-  
muth

Ein Rosenkranz, genährt vom Thau der  
Schwermuth.

War es mein Geist nicht, der um Jhs  
Gatten

Am Nilgestad den Trauerhymnus sang?  
War's Schwächer Gram um den geliebten  
Schatten,

Vor dem bis Orkus Demantpfarte sprang?  
Wohnt' in Walhalla düsteres Ermatten,  
Als Trauerruf um Balbers Tod erklang?  
Wird gab ein Gott dem Sterblichen die Klage,  
Daß er das Lebens hartes Loos ertrage.

Wollt ihr den Gram mit eitlen Prunk  
betriegen?

Wird inures Weh durch äußren Schein ge-  
fühlt?

Umsonst wähnt ihr den Kummer einzuwie-  
gen,

Der, tief empfunden, euch im Busen wühlt!  
Mit Götterkraft sollt ihr den Schmerz bes-  
siegen,

Habt ihr im Herzen menschlich ihn gefühlt:

Gedehet an treuer Klage Mutterbrüsten,  
Soll euer Muth zum Heldenkampf sich rüsten.

Nein, Dichter Deutschlands, laßt euch  
nicht bethören,  
Vertraut dem ernstest Lieb des Busens  
Schmerz!

Laßt nicht des Klüglings schändten Wahn euch  
stören,

Als sey der Muse Gnuß ein loser Scherz:  
Die Geister, die des Busens Sturm empören,  
Es kennt sie nicht des Tadlers enges Herz:  
Er lauschte fern an heil'ger Tempel Pforte,  
Ihn floh der Geist, er griff nur hehle Worte.

---

# Ines und Pedro.

Romanze.

---

Erste Abtheilung.



## Des Ritters Klage.

Von des Morgens Strahl erglühete  
Hell, in Purpurlicht, der Ost;  
Und des Meeres Flut erglänzte,  
Und die Wellen blühten Gold.

Aber traurig sah der Ritter  
Nach dem festverwahrten Schloß,  
Wo sich schon die goldne Zinne  
Glänzend aus der Dämmerung hob.

O wie lang die Nacht ihm dünkte,  
Vor dem nimmer offenen Thor!

Doch am Morgen, als es tagte,  
War sie viel zu schnell entflohn.

Und zum festverschlossnen Fenster  
Blickt' er wehmuthvoll empor:  
„Wird mir, Donna, eh' ich scheide,  
Nicht von dir ein Blick zum Lohn?“

„Durch die Finsterniß der Nächte  
Strahlet ja der Sterne Gold,  
Und es hebt sich, nimmer fehlend,  
An dem Himmel auf der Mond.“

„Warum fehlt aus deinem Blicken,  
Donna, mir des Lichtes Trost?  
Schöner bist du, denn die Sterne,  
Schönste, sey nicht minder hold!“

„Liebe sprach zu mir dein Auge,  
Als vom glänzenden Balkon  
Mir den Ehrendank des Sieges  
Deine Hand erzitternd bot,“

„Und

„Und ich, nichts als dich erblickend,  
Taub dem jubelvollen Lob,  
Aus des Auges holdem Lächeln  
Süßigkeit des Himmels sog.“

„Liebentglüht, zu deinem Schlosse  
Spornet' ich Nachts zurück mein Roß,  
Und es hatte gleiche Sehnsucht  
Dich zum Fenster schon gelockt.“

„Aber heut in öde Lüfte  
Tobt das einsam trübe Wort;  
Mit dem letzten Strahl der Sterne  
Eilt mein letztes Glück davon.“

„Reidend selbst mein leeres Hoffen  
Glüht empör das Morgenroth.  
Lebe wohl, geliebte Donna,  
Flügle deinen Lauf, mein Roß!“



2.

## Der Zweikampf

Durch die thaubeneckten Fluren  
Lenkte, traurend stumm, der Ritter  
Nach der Burg einsamem Wohnsitz  
Sein erfreutes; schnelles Ross.

Aber bald, mit schlaffem Zügel,  
Sprengt' ihn an der Moör Almansor.  
„Rüste dich zum Waffenkampfe,“  
Rief des Heiden rauhe Stimme,  
„Oder folge mir gefesselt  
Nach, zu meiner jungen Braut“

„Und gesteh, zu ihren Füßen,  
Keine Donna mög' an Schönheit  
Ihr vorangehn, und an Adel  
Langberühmtes hohes Stamms!“

„Laß dem Drohn, du eitler Prahler!“  
Sprach Don Pedro von Bayona,  
„Wo in holdanmuth'ger Jugend  
Blumenreiz die Schönste pranget,  
Ist mir besser wohl bekannt,“

„Und mein Schwert soll dir beweisen,  
Daß den ungeschlachten Mohren  
Nicht die schönste Braut umarmet.  
Ueberwunden sollst in Fesseln  
Knieend du die Schönste sehn.“

Und sie zogen aus die Klingen,  
Beide von dem besten Stahle,  
Damascirt des Mohren Säbel,  
Silberhell Don Pedro's Schwert.

Und sie spornten an die Kasse,  
Feuer schnob des Mohren Kappe,  
Blut entsprang des Falben Hufschlag,  
Der den tapfren Ritter trug.

Und sie stürzten wild zum Kampfe,  
Riesenkraft die Faust des Mohren,  
Blitzeseil die Hand des Ritters,  
So begannen sie den Streit.

Brüllend hob das Schwert Almanzor;  
Hilf Maria! sprach Don Pedro,  
Und vom Schild abgleitend, theilte  
Leere Luft des Mohren Streich.

Ohne Rast zum Haupt des Mohren  
Schwang das gute Schwert der Ritter,  
Und des Helmes Eisenwölbung  
Dröhnte laut vom mächt'gen Schlag

Dichtgemischt nun flogen Streiche,  
Schneller, als der Blick des Auges,  
Und es folgten Rost und Schwerter,  
Gleich Gedanken schnell, der Hand.

Endlich, auf ungleichem Boden  
Glitt das Roß des tapfern Pedro,

Und der Heidenarm des Ritters  
Ward besiegt vom bösen Glück.

Von dem Klappen sprang Almanfor,  
Schlug des Ritters Hand in Fesseln.  
Oh vom Fall er sich erraffte,  
War die Hand ihm waffenlos.

O, wie engt ihm Schmerz den Busen,  
Als er jetzt dem wilden Heiden,  
Mit der Last schmachvoller Fesseln,  
Ein Besiegter mußte folgen,  
Und verläugnen seiner Donna  
Keiz zum Preis der Heidenbraut!

---

3.

## Die Braut.

Unter seidnem Prachtgezelte,  
Auf dem thronengleichen Sessel,  
Saß Ines, die schönste Donna,  
Auf dem Schloß Almudevar.

Unter ihrem Fuß erblühten  
Unverwelklich edle Blumen,  
Aus des Meers kostbarsten Perlen,  
Aus der Felskluft hellsten Steinen.  
Waren sie dem seidnen Teppich  
Wunderprächtigt eingewebt.

Zwanzig Jungfrauen, auserlesen  
An Gestalt und edler Sitte,  
Dienten ihr mit Sang und Tänzen.  
Zwanzig reichgeschmückte Knaben

Standen rings, demüthig harrend  
Auf der schönen Ines Wink.

Durch die Luft wollüstig flossen  
Jedes Himmels Wohlgerüche,  
Rosenmilde, Liliensüße,  
Ambraglut und Balsamwürze.  
Jede dufterfüllte Blüthe  
Goss entzückte Liebeshauche,  
Wechselnd bald und bald vereinet,  
Um Ines die schönste Braut.

Tief, von Ines Haupt hernieder,  
Floß des Schleiers Lichtgewebe,  
Wie aus Mondesglanz gebildet,  
Und er wallt' in leichten Wellen,  
Gleich dem Thau des Sommerabends,  
Auf des Teppichs Blumenflur.

Glänzend blickten Silberflammen  
Aus des Schleiers reichen Falten,

Wie des Himmels klarem Milchstrom  
Hell entstrahlt der Sterne Licht.

Und als Brautgewand umhüllte  
Ines Leib schneeweiße Seide,  
Fest umschlossen von des Gürtels  
Demantreichem Strahlenkranze  
Unter schöngehobner Brust.

Und aus nächtlich dunklen Locken  
Flammte ein glühender Karfunkel,  
Gleich dem Sirius des Himmels,  
Helles Strahls lichtvollen Glanz.

So umglänzt Ines der Schimmer.  
Herrlicher war nichts zu finden,  
Wärd' es herrlicher gefunden,  
Hätte zehnfach größren Schimmer  
Ines selbst doch überstrahlt.

Deun, viel schöner, als Karfunkel.  
— Prächt'ig erst durch ihre Locken —

Leuchteten die Morgensterne  
Ueber'm Frühroth ihrer Wangen,  
Dem Rubin und Rose wich.

Weißer, als schneeweiße Seide,  
Zarter, als des Thanes Schleier,  
Wenn er schwebt auf Purpurbülthen,  
Waren Stirne, Hals und Arme;  
Zarter, als die Purpurrose  
Durch das Thaugewand erglühet,  
Blicke jugendliches Blutes  
Frohes Leben durch der Glieder  
Kein jungfräulich weißen Schnee.

---



4.

## Die Huldigung der Schönheit.

Aus der Ferne scholl der Hufschlag,  
Und es flogen aus der Knaben  
Dienerschaar von Ines Seite  
Behn der schnellsten nach den Pforten,  
Und sie kehrten froh zurück.

„Herrinn, Staub umhüllt die Straße.  
Solches Staubes dicke Wolke  
Regt nur auf das Roß Almansors  
Mit unbänd'ger Kraft des Hufs.

Züchtig senkt Ines die Augen,  
Sich erhebend aus dem Sessel.  
Aus dem seidnen Prachtgezelte,  
Durch die schöngeformten Säulen,  
Nach dem einsam fernsten Zimmer  
Wollte fliehn die schönste Braut.

Und es trugen des Gewandes,  
Schöngestickte reiche Saumung  
Fünf in Gold gehüllte Knaben.  
Zwei der Jungfrau gingen dienend  
Zu der Herrinn beiden Seiten,  
Alle andren folgten ihr.

Aber plößlich durch die Pforten  
Strömten ein Almanfor's Ritter,  
Und, mit festlichen Gewändern  
Reichgeschmückt, der Knappen Schaar.

„Willst du fliehen?“ sprach Almanfor,  
„Weile noch, o schöne Donna,  
Bis die Hulbigung der Schönheit  
Dir gezollt der letzte Ritter,  
Der die Zahl der Hundert fällt.“

„Tapfer hat sein Arm gestritten,  
Meine Kraft hat ihn bezwungen,  
Und er naht sich schon, in Fesseln,

Deiner Schönheit Himmelsjauber  
Tiefgebeugt zu huldigen.“

Und zurück zum goldnen Sessel  
Führt' Almansor Donna Ines.  
Und der schönsten Aug' umhüllte,  
Trüben Wolken gleich, der Kummer,  
Als sie an der Hand Almansors  
Auf dem Stuhl sich niederließ.

Aus der Schaar von hundert Rittern  
Führten nun zwei edle Knappen,  
An den Händen noch gefesselt,  
Ohne Schwert Don Pedro vor.

„Neige dich zu ihren Füßen!“  
Rief Almansor streng zum Ritter,  
„Und bekenne, daß vor aller  
Frauen Reiz nur dieser Schönheit  
Stets der Siegeskranz gebührt.“

„Meinen Arm hast du bezwungen,“  
Sprach Don Pedro; „doch im Herzen  
Wohnt die Treue unbestegbar,  
Die der Schönsten ich gelobet.  
Mit dem Tod will ich bewähren,  
Was im Kampfe mit der Waffen  
Falsches Glück treulos versagt.“

„Mit dem Tode sollst du büßen,“  
Rief ergrimmt der wilde Heide,  
„Wagst du länger noch zu läugnen,  
Aller Frauen Reiz vereine  
Donna Ines von Bivar.“

Auf Don Pedro's Lippen flochte  
Schnell das todverschmäh'nde Lächeln,  
Als er bei Almansor's Worten  
Nach Ines den Blick gewendet,  
Und die schönste aller Frauen,  
Seiner Liebe Auserkorne,

Zu des Mohren Braut erwählt,  
Auf dem Sessel thronen sah.

In den Schleier barg vergebens  
Sie des Angs entquollne Thränen.  
Reicher, als viel Königs kronen,  
War an Perlen ihr Geschmeide;  
Doch im Auge glänzten Perlen,  
Reicher als im reichsten Schmucke,  
Als Don Pedro vor sie trat.

Zitternd wankt' er nach dem Zelte,  
Und er sank zu ihren Füßen,  
Küßte lang den Saum des Kleides,  
Bis er endlich also sprach:

„Schönste Donna, zürnt dem Frevler  
Nicht, der gegen Euch gestritten,  
Nimmer, seit ich Euch gesehen,  
Kenn' ich Schönheit andrer Frauen.  
Darum ward mein Glück mir treulos

Weil ich gegen Euch gekämpft,  
Doch, für höchste Schönheit fechtend,  
Focht ich anders, als für Euch?"

Als der Ritter so gesprochen,  
Reicht ihm Ines mild die Rechte,  
Und den zarten Druck der Liebe  
Fühlt im Kuß Don Pedro's Mund.

Hoch zufrieden rief Almansor:  
„Aus dem Mund von hundert Rittern  
Schallet nun der Preis der Schönheit  
Für Ines, Almansor's Braut.“

„Nimm zurück dein Schwert, o Ritter,  
Doch zum Preis der schönsten Donna  
Kämpf in meinen Ritterspielen  
Ausgeschmückt mit Ines Farbe;  
Denn von heut an wechseln Feste  
Zu der Feier meiner Hochzeit  
Täglich auf Almudevar.“

Was versprach Don Pedro lieber,  
Als in Ines holder Nähe  
Stets zu weilen und zu tragen...  
Ihre Farben im Turnier?

---

5. Ines

5.

Ines Lied.

Helfer von des Himmels Mitte  
Senkte sich der Sonne Strahl,  
Und es winkt aus kühlen Grotten  
Süßer Schlaf mit weichem Arm.

Aber fern von Ines Auge  
Weht der weiche Flügelschlag;  
Denn der Thränen heiße Quellen  
Scheut der zartbeschwingte Schlaf.

Und der Traum, von Ines Bilde  
Selbst entzückt zu süßem Bahn,  
Säumte, über sie zu breiten  
Sein umzauberndes Gewand.

Da verließ sie matt das Lager,  
Und mit zartem Finger band



Sie den sanften Ton der Saiten  
An den klagenden Gesang.

„Tönet Trost, ihr goldnen Saiten,  
Wieget ein des Herzens Qual,  
Übertönt den Ruf der Leiden,  
Weckt vergangner Freuden Zahl.“

„Wenn des theuren Bildes Schönte  
Nicht vergönnt des Traums Gewalt,  
Rufet mir, vertraute Töne,  
Des Geliebtesten Gestalt.“

Durch die Fenster in den Garten  
Tönte sanft das Lied hinab,  
Wo in dunkler Laube Schatten  
Schlummerlos Don Pedro lag.

Aber süßer, als des süßen  
Schlammers Labung, war der Klang  
Für Don Pedro, dem der Busen  
Von dem Schmerz der Liebe brach.

---

6.

## Das Turnier.

Vor dem Schloß saß Donna Ines,  
Hoch auf glänzendem Balkone,  
Um sie her, auf niedern Sesseln,  
Schöngeschmückter Frauen Schaar.

Ueber Ines Haupt erglänzten  
Tausend klare Diamanten.  
Blendender, als selbst die Sonne,  
Strahlte das Gestirn vom rothen,  
Seidenschweren Baldachin.

Weit umhing die Balustrade  
Reich geschmückt die sammtne Decke,  
Und vor jeder Dame Sessel  
Prangte hell des Stammes Wappen  
Schön, von lauterm Gold gestickt.

Doch vor Ines flammt der Teppich  
Von dem Licht zahlloser Steine.  
Alle tiefverborgnen Sterne,  
Die mit wunderbarem Lichte  
In dem Schooß der Erde glänzen,  
Riefen mit vereinten Strahlen  
Durch die weitemflamnte Gegend  
Ines holden Namen aus.

Neben ihr auf seidnem Polster  
Lag der Dank des Lanzenkampfes,  
Ewig grünes Lorbeers Krone.  
Goldnen war der Zweig des Kranzes,  
Und es drängten sich die Blätter,  
Halb von Silber, halb von Golde,  
Zwischen ihnen hob, an goldnem  
Stengel bunt im Glanz erzitternd,  
Von Rubin, Smaragd und Demant  
Sich der Beeren reiche Zahl.

Vor Ines, mit Löwenmuthen,  
Kämpften hundert edle Ritter,

Jeder nach dem Preis begierig  
Aus der Hand der schönen Braut.

Mancher ließ den leeren Sattel  
Seinem Streitroß; mancher kehrte,  
Der mit Stolz den Blick erhaben,  
Auf den Schultern seiner Knappen  
Trübes Augs vom Kampf zurück.

Unbesiegt noch war Don Pedro,  
Und es fordert ihn Almanzor,  
Mit gesenkter, mächt'ger Lanze  
Auf, zum letzten Ehrenkampf.

Muthig, jede Kraft versammelnd  
Zu gewalt'gem, sicherem Stoße,  
Trafen beide sich im Kampfe.  
Auf des Ritters Brust zerschellte  
Bis zum Schaft des Mohren Lanze;  
Doch im Bügel, nicht erzitternd,  
Stand Don Pedro's sicherer Fuß.

Von Almanfor's glattem Stahle  
Glitt des Ritters Stoß zur Seite.  
Dennoch beugte sich des Wöhren  
Starkes Roß, und in dem Sattel  
Wankt umher der wilde Helde,  
Von dem Stoß der eignen Lanze  
Auf Don Pedro's Felsenbrust.

Wüthend schalt er auf die Knappen,  
Schalt das Roß, und schalt die Lanze,  
Und zu neuem Kampf gewendet,  
Sprengt er auf Don Pedro an.

Doch es hob sich von dem Sitze,  
Angsterfüllt, die holde Ines.  
Schön, vom Abendglanz umflossen,  
Stand sie, wie der Feen schönste,  
In des Zaubers Lichtpallast.

Und sie sprach die Friedensworte:  
„Schließt den Kampf, ihr tapfren Helden,  
Wendet euch zu sanfterm Spiele,

Das mit Saitenklang und Liedern  
Meister froher Kunst beginnen.  
An des Himmels Rand gesunken  
Ist des Tages goldnes Auge;  
Schon umhüllt es sanft die braune  
Wimper stiller Dämmerung."

Seine Lanze gab Almanzor,  
Nicht erfreut von Ines Worten,  
Aus der kampfbegier'gen Rechte.  
„Heute" sprach er zu dem Ritter,  
„Raubst du mir den Dank des Sieges,  
Doch, es kommt ein andrer Tag wohl,  
Der dich meinem Arme beugt."

Neue Bangniß blickt aus Ines  
Holdem Aug, es sah Don Pedro  
Durch den Lichtkristall des Auges  
Tief in Ines liebend Herz.

Und zum Mohren sprach er höflich:  
„Wie, Almanzor, magst du spotten!

Widerstanden nur dem Angriff  
Hab' ich, doch im Kampf gefehlt.“

„Ist ein Dank dem Kampf beschieden,  
Bist du einzig seiner würdig,  
Der mit sichrem Stoß des Gegners  
Eisenbrust nicht fehlend, traf.“

Wie entzückt war Donna Ines,  
Als der Ritter ihres Herzens  
Tiefsten Sinn so theu vernommen;  
Und des Lorbeers prächtige Krone  
Reichte sie dem Herrn des Schlosses;  
Doch dem Ritter ward der schöne  
Dank im liebentglüh'ten Blick.

---

7.

## Der Zug in die Halle.

Nach der weiten Marmorballe  
Zogen vom Turnier die Ritter,  
Jeder Ritter führt am Arme  
Seines Herzens liebste Dame,  
Und wer keine noch gewählt,  
Hatte seines Herzens Freiheit  
Hier zum letztenmal gefühlt.

Vor dem Zug, mit ernstem Schritte,  
Singen zwei Marschälle. Prächtigt  
Waren sie mit Ines Farben,  
Himmelblau und weiß bekleidet.  
Und von Scharlach hing ein Mantel  
Weltgefaltet um die Schultern.



Auf der Stäbe Knopf erglänzte,  
Von Demanten eingelegt,  
Ines Wappen, mit der Mühren  
Königskrone schön geziert.

Nach den Rittern ging Almansor,  
An der Hand die holde Ines.  
Und es trug ein schöner Knabe  
Auf dem seidnen Purpurkissen  
Vor ihm her den Kranz des Sieges.  
Neben Ines ging Don Pedro,  
Von Almansor selbst gerufen,  
Daß des Lorbeers Ehrenkrone  
Mit dem Ehrenplatz er lohnte  
An der Seite seiner Braut.

Nach Almansor zog der Knaben  
Und der Jungfrau holde Menge.  
Freudig blickten sie nach Ines,  
Jedem Wink des schönen Auges  
Schnell zu folgen gern bereit.

Und den Zug beschloß in dichten  
Reihn gedrängt die Schaar der Knappen.  
Jedes Ritters Lanzenknechte  
Und Almansors Hofgesinde  
Reihten sich, in bunter Menge,  
An den langgestreckten Zug.

Und von allen Seiten schollen  
Paukenton und Hörnerklänge  
In des Zugs gemessne Schritte.  
Mächtig, wie Almansor's Stimme,  
Kiesen Tamborin und Becken,  
Und der Trommel Donnerschläge,  
Weit umher des Schlosses Fest.

Lieblieh, wie die reinste Anmuth,  
Ines zartes Liebeslächeln,  
Schön verklärt mit Himmelsstrahlen,  
Gossen zitternd Silberglocken  
Um der Flöten Liebeslispel  
Heller Klarheit reinen Klang.

Und es schwiegen nicht die Töne,  
Bis in weiter Marmorhalle,  
Unter grün bekränzten Säulen,  
Sich die Schaar der edlen Gäste  
Weich auf Polstern niederließ.

---

8.

## Der Hof der Liebe.

Durch die Zahl der edeln Gäste  
Führt' Almanzor Donna Ines  
Zu dem thronerhöhten Stuhle  
Unter goldnem Baldachin.

Und die zwei Marschälle wiesen  
Jeder Dame, jedem Ritter  
Nach der Ordnung ihre Sitze,  
Doch es gab Geschlecht und Titel  
Nicht den Rang bei diesem Fest.

Neben Ines, ihr zur Rechten,  
Saß Don Pedro, als der Sieger  
In dem Waffenspiel der Lanzen.  
Dann, zu seiner Seite, saßen  
Großer Kunst erfahrene Ritter,

Die mit Saitenspiel und Liedern  
Welt umher die Welt erfreuten,  
Mächtig mit dem Schwert in Schlachten,  
Und beim süßen Spiel der Lyra  
Mit des Liedes Zauberwort.

Neben Jnes, ihr zur Linken,  
Reiheten sich die edlen Damen;  
Obenan die Auserwählten,  
Welchen zu der Stimme Wohlklang  
Eignes Sinns aufglüh'nde Sehnsucht  
Süßer Lieder Kunst gegeben,  
Oder die mit zartem Finger  
Blumen woben aus den Fäden,  
Aus den Tönen Melodie.

Denn es zieret nichts die Feste  
Und den holden Mund der Frauen  
Höher, als die Kunst der Lieder,  
Und der wohlklingenden Töne  
Herzerfreund süßes Spiel.

Als sie nun den Platz genommen,  
Winkt' Almanzor, und ein Knabe  
Trug die schöngebogne Wölbung  
Liebbegleitender Chitarre  
An dem azurfarbnen Bande  
In der Ritter weiten Kreis.

„Schöne Herrinn“ sprach der Knabe,  
„Ordnet nun den Hof der Liebe,  
Wählet aus der Zahl der Sängers,  
Wer zuerst die Saiten rühre,  
Und der Lieder Kampf beginne,  
Den mit richterlichem Ausspruch  
Dann entscheidet euer Mund.“

„Gib das Saitenspiel dem edlen  
Ritter Gomez von Biana,“  
Sprach, den graugelockten Sängers  
Freundlich hold anlächelnd, Ines.  
„Weitgereist ist Ritter Gomez  
Und von jedem Land der Erde,

Wie von jedes Lebens Alter,  
Flucht er sich die schönsten Blüten  
In der Lieder ew'gen Kranz."

Groß erhob sich von dem Sessel  
Ritter Gomez von Biana,  
Und er neigte sich vor Ines.  
Dann erweckt' er der Chitarre  
Wenig, vollgegriffne Töne,  
Und die Saiten rührt' er selten,  
Als er kräftig also sangt.

---

9.

## G o m e z   G e s a n g.

Von des Frühlings Hauch umflossen,  
Eilt der Blumen bunte Schaar  
An der Mutter Brust zu sprossen,  
Und die zarten Duftgenossen  
Kränzen weiß der Bäume Haar.  
Froh sieht jedes Aug die Flammen  
In der Farben Glanz erblähn,  
Doch entzückter sie zusammen  
In der Frauen Reiz erglähn.

An des Himmels Bogen flimmert  
Hell der klaren Sterne Licht.  
Wer des Schiffes Kiel gezimmert,  
Bangt, ob günst'ger Schein ihm schimmert,  
Und durch Nächte leitend bricht.  
Doch, der Liebe Zwillingsterne

etc. III.

[ 24 ]



Leuchten schöner durch die Nacht,  
Und es zieht in jede Ferne  
Des geliebten Auges Macht.

Aus des Hains umlaubten Hallen  
Tönt der Frühlingslänger Chor;  
Aus dem Rohr der Flöten schallen,  
Aus dem Spiel der Saiten wallen  
Liebestöne hold empor.

Reizend spricht der Töne Meister,  
Alles Schöne macht er kund;  
Doch das reinste Wort der Geister  
Spricht des Dichters heil'ger Mund.

Wie des Frühlings junge Kinder  
In der Frauen Reiz verschmelzen;  
Wie des Himmels goldne Sterne  
Aus dem Zwillingstern des Auges  
Vorgen ihr geheimstes Wesen;  
Wie der Glanz von Tag und Nächten,  
Von dem Früh- und Abendrothe

Wohnt im Angesicht der Frauen;  
So verklingen alle Töne,  
Alle süße Melodien,  
Jeder anmuthvolle Zauber  
In des Dichters Brustentquollnem,  
Herzentsückend macht'getu Wort.

---

## Pedro's Stoffe.

Also sang der Ritter Gaméz,  
Und die hallende Chitarre  
Gab er, sich verbeugend, wieder  
In des Knaben Hand zurück.  
Horchend saßen noch die Gäste,  
Als der Ritter von Biana  
An der Seite von Don Pedro  
Auf den Sitz sich niederließ.

Keiner wollt' im Liederwechsel  
Gegen ihn den Kampf beginnen,  
Und es weilte die Chitarre  
In des Knaben Händen stumm.

Endlich neigte gegen Ines,  
Kühn entschlossen, sich Don Pedro,

Und er rief aus goldnen Saiten  
Ines wohl bekannten Ton.

Nicht mit Gomez Lied zu streiten  
Ließ er den Gesang erschallen;  
An das Lied der zarten Liebe,  
Welches Ines heut gesungen,  
Schlossen sich des Ritters Worte,  
Und der süße Ton der Saiten.

So begann er den Gesang:

„Wenn in grausen Finsternissen  
Schlummerlos das Auge wacht,  
Wenn das Herz von Kümmernissen,  
Und von ew'gem Schmerz zerrissen,  
Schmachtet in der trüben Nacht;  
Wenn, vergiftet von dem Leiden,  
Dang erlischt der Hoffnung Strahl:  
„„Ednet Trost, ihr goldnen Saiten,  
Wieget ein des Herzens Qual!““

Fruchtlos tönen Trostesworte  
Um der Heißgeliebten Flucht,  
Wenn am rettungsleeren Orte,  
An des Grabes düst'rer Pforte  
Wang sie der Verlassne sucht.  
Nichts versüßt das herbe Scheiden,  
Nur der Saiten süßer Schall  
„„„ Uehertönt den Ruf der Leiden,  
Weckt vergangner Freuden Zahl. „„„

Bald vernahm Inz. erröthend,  
Daß ihr eignes Lied des Herzens;  
Tiefste Regung, schon verrathen,  
Und ihr bangte, daß Almanzor  
Den geheimen Sinn, des Liedes,  
Rachefinnend möcht' erspähen.  
Darum lächelnd aus Don Pedro's  
Händen nahm sie die Chitarre,  
Statt des Urtheils, beide Säng'ern  
Zu vereinen in dem Lied.

Aber heimlich, zart verborgen  
Sprach manch Liebeswort zu Pedro,  
Aus verrathendem Gesange  
Künstlich eingewebt dem Liede,  
Wie dem Blumenstrauß der Liebe  
Süße, zartverborgne Sendung  
Anvertraut die schlaue Schöne.  
So begann sie den Gesang:

---

## J u e s A u s s p r u c h.

Zwischen Schlaf und Wachen schwebet  
Leichtes Flugs der gold'ne Traum,  
Bunte Truggestalten webet  
Seine Hand aus lustr'gem Schaum.  
Aus des Geisterlandes Thoren  
Treten sie, von ihm beschworen,  
Vor den schlafumfangnen Sinn,  
Vom Verlangen nicht erkoren,  
Freundlich bald, bald gräßlich hin.  
Doch vom schönen Geisterlande  
Löst geheimnißvolle Bande  
Auch der Dichtung heil'ge Macht,  
Und mit Liebeszaubers Pracht  
Wecken treu der Dichtung Ebbe  
Die geliebteste Gestalt,

„Wenn des theuern Bildes Schöne  
Nicht vergönnt des Traums Ge-  
walt.“

Aber durch die Zaubersforten  
Drängt sich, hoch die Brust geschwellt,  
Zu des Dichters Götterworten  
Sehnsucht in der Menschen Welt.  
Sprich, was stille das heiße Bangen,  
Wenn mit glühendem Verlangen,  
Aus der lieb bewegten Brust  
Seufzer nach dem Lande drangen  
Tiefgeahnter Götterlust? —  
Wiegst dann, Saiten, mit Gesängen,  
Mit des Zaubers mächt'gen Klängen  
Die geliebte Sehnsucht ein,  
Und zu seligem Verein,  
Wenn in mittlernächt'ger Schöne  
Stille ruht auf Flur und Wald,  
„Rufet mir, vertraute Töne,  
Des Geliebtesten Gestalt.“



Vor dem Ritter barg die Blicke  
Hocherröthend Donna Ines,  
Als sie dieses Lied gesungen,  
Dessen holde Liebesdeutung  
Pedro hochentzückt vernahm.

---

## Die heilige Nacht.

Zu fernen Zonen war der Tag gesunken,  
Und Mitternacht hielt stumm das Land um-  
fangen,

Der Schlummer wankte, süßes Nektars trun-  
ken,

Und stillt' im Ruß des müden Augs Verlan-  
gen.

Froh küßten sich im Strahl die Himmels-  
funken,

Die an der Nacht azurnem Schleier prangen,  
Und Luna kam die stille Bahn gezogen,  
Ein Licht den Liebenden auf Land und Wo-  
gen.

Es war die Nacht, wo sich herabge-  
schwungen.

In Himmelslicht ausstrahlendem Gewand

Umstönt vom Jubel aller Engelzungen,  
Von Sternenhöh'n der göttliche Gesandte.  
Der reinen Jungfrau bringend Huldigungen  
Aus sel'ger Geister glanz erfülltem Lande,  
Und ihr verkündend ew'ges Wort der Wahr-  
heit,  
Des heil'gen Lichts urschöpferische Klarheit.

In solcher Nacht, umschwebt, von En-  
gelchören,  
Die mächt'ge Wacht der heil'gen Feier Stun-  
den;  
Kein finst'rer Geist darf jetzt die Welt bethö-  
ren,  
Von starken Fesseln liegt er fest umwunden.  
Kein Unrecht darf der Unschuld Frieden stö-  
ren,  
Und treue Lieb' ist jedem Leid entbunden,  
So lang der Nacht andächt'ges Festgeläute  
Zur Feier hallt der heiligsten der Bräute.

Da rief Ines durch fernem Ton der  
Glocken

Um Beistand zu der Hochgebenedeiten,  
Und von Almanzor schritt sie unerschrocken,  
Den Mächten trauend, die ihr Schutz be-  
reiten.

Der Ritter forschet, ob nicht die Töne locken,  
Die seine Schritte zur Geliebten leiten,  
Und eilt hinaus von perlenden Nischen,  
Wo Ines ihm und alle Sterne strahlen.

---

13.

### Die Feier der Liebe.

Auf umleuchtetem Balkone  
Stand im weißen Stral des Mondes,  
Unter blüthenvollen Stauden,  
Die zum Laubdach schön sich wölbten,  
Donna Ines von Bivar.

In den fernen Schall der Glocken,  
In die mitternäch't'ge Feier  
Hallten fromme Melodien.  
Andachtvoll von Ines Händen  
Sanftem Saitenspiel entlockt.

Und im tiefen Schooß der Erde  
Regten sich die kalten Steine,  
Und es zog der Liebe Sehnsucht  
Sie hervor zum Licht der Sterne,  
Ihren Strahlenhauch zu athmen.  
Und, entflammt von Himmelsklarheit,  
Prangten sie mit hellerm Glanze,  
Wie nach süßem Kuß der Liebe  
Heller glüh'n die frohen Augen,  
Röth'her der entzückte Mund.

Und die Sterne sandten goldne  
Flammenstreifen nach der Erde.  
Und dem Meer' entstiegen, glänzend  
Aus dem Grund aufschwebend, Muscheln,  
Oeffnend zarte Silberschalen  
Sterngebornem Thau des Himmels,  
Der, in heil'ger Nacht empfangen,  
Tief in Feuschverschloss'nem Schooße  
Meers, und Himmelsglanz vermählend,  
Keiner Perlen Licht erzeugt.

Und es öffneten die Blumen  
Duftender die zarten Kelche,  
Und es flog der Geist des Frühlings  
Freundlicher durch Zweig und Stauden,  
Jedes Auge von des Winters  
Spättem Schlummer mild entbindend  
In der heil'gen Liebesnacht.

Alle flüggehobnen Sänger  
Feierten mit Liebesliedern  
Aus der Wälder heil'gem Dunkel  
Die geheimnißreiche Nacht.

Doch aus Ines Mund ergoffett  
Sich die heiligsten Gesänge,  
Und zum Saitenspiel ertönten  
Wunderbare Harfenklänge.  
Jede Blüthe ward zur Stimme,  
Jedes Blatt zum süßen Tone;  
Alle neigten sich nach Ines;

Denn

Denn nichts ist dem Himmel näher,  
Gleicher nichts den Lichtnaturen,  
Als der Jungfrau reine Schönheit,  
Wenn der Liebe heil'ge Sehnsucht  
Andachtvoll ihr Herz bewegt.

---



14.

## Die Zusammenkunft.

Durch das Labyrinth der Töne,  
Die aus Meer und Lüften quollen,  
Suchte Pedro lang vergebens,  
Bis des heil'gen Zaubers Mächte  
Herz und Sinn ihm tief durchdrungen,  
Dann vernahm er Ines Stimme;  
Eine holdanmuth'ge Blüthe  
Schwebte sie auf reiner Töne  
Melodiereich klarem Strom.

Und dem zarten Rufe folgend,  
Naht' er sich, von Liebessehnsucht  
Tief erfüllt, dem heil'gen Orte,  
Wo zu mitternächt'ger Feier  
Ines frommes Lied erscholl.

Und sie breitet' ihm die Arme  
Liebend durch die Luft entgegen,  
Nannt' ihn mit der Liebe süßen,  
Sehnsuchtvollen Schmeichelworten;  
Doch, mit strengem Mund versagte  
Sie dem liebentglühnten Ritter  
Auch der Minne kleinste Gunst.

Ungebuldig stand der Ritter  
Nah dem Ziel der heißen Wünsche.  
Wenig Stufen nur erhoben  
Stand vor ihm die holde Ines,  
Nicht umringt von starken Mauern,  
Nicht verwahrt vom festen Schloß.

Doch des Willens unbezwungne  
Kraft vermochte mehr, als Mauern.  
Schlöffer brechen, Mauern sinken,  
Nur des Willens Kraft besteht.

---

15.

### L i e b e s g e s p r ä c h .

Sel'ge Blüthen! — sprach Don Pedro,  
Ihrem Mund dürft ihr begegnen,  
Und aus düsterfüllten Kelchen  
Hauchen zarten Liebeskuß.

Mondesstrahl drängt durch die Blätter  
Seine sanftschwermüth'gen Blicke;  
Eifersüchtig deckt der blüh'nden  
Zweige Schattenbild sein Licht.

Wehrst du, Donna, nicht den Zweigen,  
Die dein Angesicht beschatten,  
Nicht des Mondes Strahlenküßen,  
Nicht der Blumen Balsamhauch;

Warum wehrst du meinen Lippen  
Ungesprochener Worte Sprache?  
Ist der Blumenhauch nicht Liebe,  
Liebe nicht der Himmelsstrahl?

Felert nicht in heil'ger Liebe  
Erd' und Himmel diese Stunden,  
Wo des Himmels Glanz der Erde  
Schönheit liebend sich verband?

Wenn des Festes Lobgefänge  
Deinem Munde fromm enthalten,  
Warum willst du selbst der stillen  
Liebesfeier dich entziehen?

Murre nicht, — sprach Donna Ines;  
Wie des Mondes Strahl der Erde,  
Wie der Blumenhauch den Lüften,  
Ist mir deine Liebe werth.

Aber eh' im Strahlenkusse  
Seiner Braut der Mond begegnet,

Scheucht sein Himmelsblick das schwarze  
Unheilvolle Nachtgewölk.

Oh mit zartem Kuß die Blüthen  
Liebehauchend sich begrüßen,  
Feiert über Winterstürme  
Seinen Sieg der holde Feind.

Liebe muß der Sieg verdienen,  
Liebe wird den Sieger lohnen,  
Wie den Frühlingshauch die Blüthe  
Lohnt, an jung erschlossener Brust.

Laß mich kämpfen, rief Don Pedro,  
Oft um Ruhm hab' ich gekämpft,  
Und nie fehlte meinem Schwerte  
Tapfres Siegs errungner Preis.

Darf um süßen Lohn ich kämpfen,  
Um den schönsten Preis der Liebe,  
Wer von Allen, welche leben,  
Widersteh' wohl meinem Arm?

Aus des Räubers festem Schlosse,  
Aus dem Wall von tausend Schwertern,  
Trag' ich siegreich der Geliebten  
Theure Last auf starkem Arm.

Kampf allein nicht kann mich retten,  
Sprach' mit Thränen Donna Ines,  
Feinde halten mich umfassen,  
Die des Tapfern Arm nicht zwingt.

Schwöre, meinen Worten folgsam,  
Was ich fordre, zu vollbringen,  
Ob es seltsam dich bedünke,  
Schwör' es bei der heil'gen Nacht!

Bei der heil'gen Nacht der Liebe,  
Wo des Himmels ew'ge Mächte  
Segenreich die Welt umschweben,  
Gab Don Pedro seinen Schwur.

---

16.

## Die Sendung.

Fern verklang das Festgeläute,  
Und der Tag begann zu dämmern;  
Höre nur, sprach Donna Ines,  
Wie du lösest deinen Schwur.

In dem Meer, wo gegen Osten  
Nach der Ruh des dunkeln Schlummers  
Ihr umflammtes Haupt die Sonne  
Aus der Fluten Kühlung hebt,

Nah' der Küste von Valencia  
Liegen freundlich schöne Inseln,  
Und Mallorca heißt die größte,  
Dorthin richte deinen Weg.

Unfern von des Meeres Strande  
Siehst du bald ein Schloß erglänzen,  
Gold entstrahlt den hohen Zinnen,  
Und sein Nam' ist Casteldor.

In dem Schlosse lebt mein Brudet,  
An der Hand der schönsten Gattinn  
Fließen ihm des Lebens Tage  
Frei von jedem Schmerz dahin.

Freundinn war sie meiner Kindheit,  
Nie hat Schwestern solche Liebe  
Noch umschlungen mit des Blutes  
Heil'gem unlösbarem Band.

Gib zum Zeichen meiner Sendung  
Ihr den Ring von lautrem Golde,  
Und mit frohem Kuß der Liebe  
Grüß' Hermosa's Mund von mir.

Dann erbitte mir des Bruders  
Beistand gegen diesen Heiden,



Der mit wilder Lust der Liebe  
Heil'ges Himmelswort entweicht.

Aus des Vaters Schloß entführte  
Mich der kühne, stolze Räuber,  
Und bei seines Trugpropheten  
Namen weihet' er mich zur Braut.

Mächtig ist an vielen Schaaren  
Dieser Heide, drum vertraue  
Nicht allein dem tapfern Arme,  
Ohne Beistand fremder Kraft.

Daß den Dank für meine Rettung  
Nicht ein Fremder mit dir theile,  
Send' ich dich an meines Bruders,  
An der Freundin theures Herz.

Hat mein Bruder mich befreiet  
Aus der Hand des stolzen Heiden,  
Von Hermosa dann begehrt' ich  
Lösung aus des Zaubers Macht,

Der mit nie erhörter Fessel  
Schreckenvoll mein Schicksal bindet,  
Und mich deinem Arm, Geliebter,  
Deinem Kusse mich entzieht.

Denn die Blüthe meiner Tugend  
Ist mit heil'ges Sakramentes  
Banden an die Treu gefesselt,  
Die dem Todten ich gelobt.

Forsche nicht! — Es flieht die Stunde,  
Kings verhallt das Festgeläute,  
Und allein die heil'ge Feier  
Schützt uns vor Almanfors Macht.

Aber, was in dieser Stunde  
Durch die Liebe ward begonnen,  
Schützet mild der heil'gen Engel  
Und Maria's ew'ge Huld.

Nimm der Sehnsucht Liebesblicke  
Statt des Mundes heißer Kusse.

Lippen lösen sich von Lippen,  
Sehnsucht kennt die Trennung nicht.

Und auf deinen Weg geleitet  
Dich, Geliebter, mein Verlangen;  
Tren, wie meine treue Liebe,  
Sey dir Noß und Meeresflut.

Wie mein Geist dein Bild bewahret,  
Tag und Nacht das Theure hütend,  
So behüte dich dein guter  
Engel stets mit heil'gem Blick.

Lebe wohl! — Schon droh'n Gefahren;  
Nimm zum Abschied noch die Locke,  
Nimm die Blumen, tausend Küsse  
Bringen sie, Geliebter, dir!

---

17.

## Jnes Nachruf.

Auf dem Schloß Almansors ruhten  
Alle noch in schwerem Schlummer,  
Als sich Pedro in den Sattel  
Seines schnellen Rosses schwang.

Jnes nur durchspähte jägend  
Rings die Gegend, wo mit hellert  
Feuerblick aufsteigt der Sonne  
Wetterleuchtend klares Aug.

„Blick, o Sonne, dem Geliebten  
Frohes Tages Licht entgegen.  
Heiter hast du mir gelächelt,  
Lächle doppelt heiter ihm,“

„Ohne den kein Tag mir scheint,  
Keines Frühlings Pracht erglühet;

Finstre Nacht mag mich umfassen,  
Leuchtet ihm nur helles Licht.“

„Bald, zu ewiger Vereinung  
Rehrt er liebend mir zurücke,  
Und es leuchtet meinem Leben  
Ungetrübt ein ew'ger Tag.“

„Aus dem Osten, wo du, strahlend  
Aller Welt dein Licht erhebest,  
Steigt das schönre Licht, o Sonne,  
Meiner Liebe Licht mir auf.“

Also sprach die schöne Ines,  
Als Don Pedro schon des Rosses  
Schnellsten Lauf gen Osten lenkte,  
Nach dem Schlosse Casteldor.

Ende der ersten Abtheilung.

---









